



Adalbertus

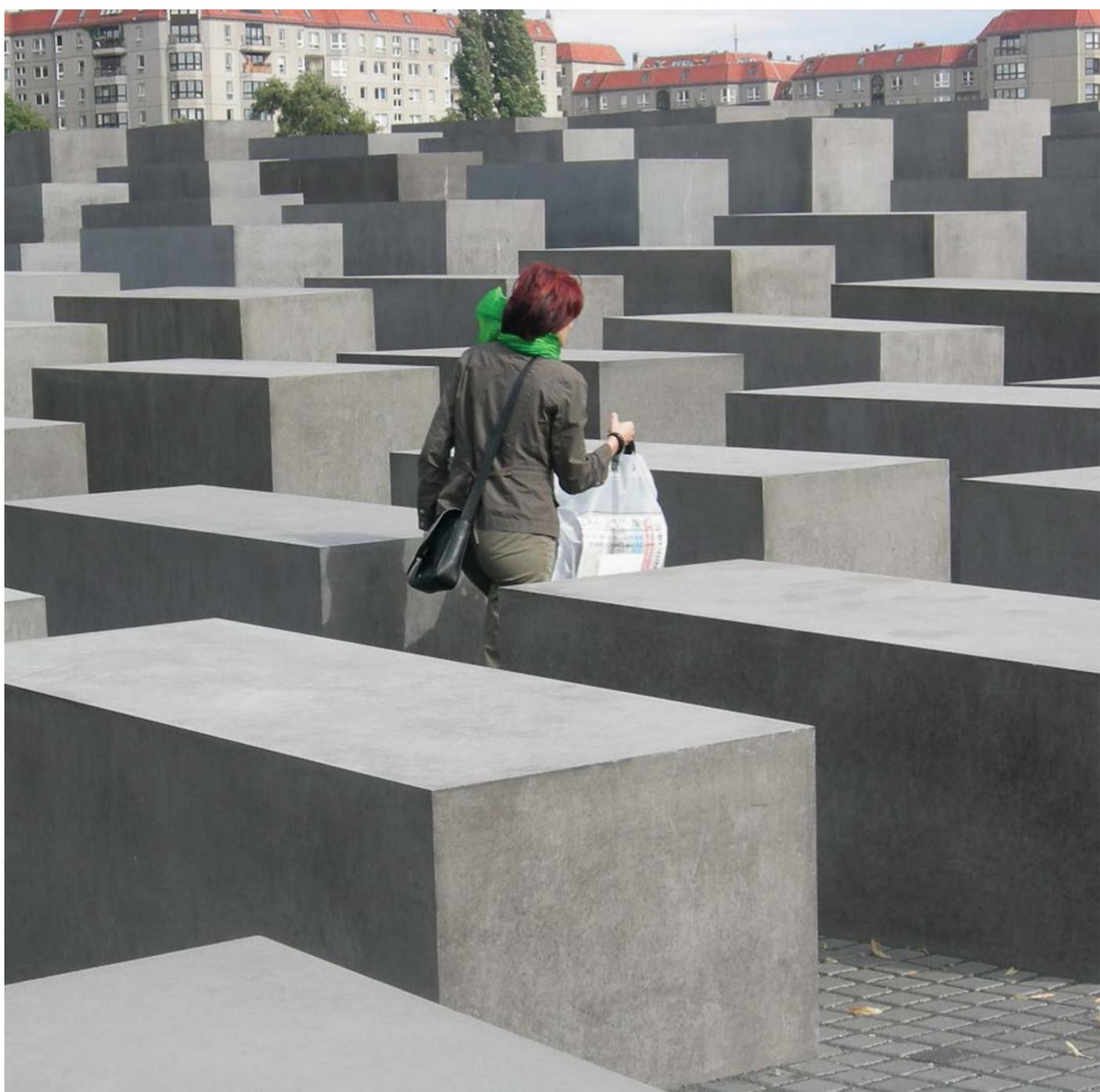
Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung

Herausgegeben von

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien

forum



INHALT

Wolfgang Nitschke	
2009 – das Jahr der Gedenktage	2
Gertraud Heinzmann	
„... das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“	3
Msgr. Pfr. Johannes Goedeke – 70 Jahre Priester	5
Botschafter Marek Prawda	
Geteilte Erinnerung in einem vereinten Europa	6
Gerhard Nachtwei	
Gewagte Freiheit	9
Gerhard Olter	
Zur Erinnerung an Kindertransporte	11
Maria Luft	
Neues Denkmal für ehemalige Breslauer	12
Helmut Krüger	
Begegnungen im Kleinen oder: Links und rechts des großen Flusses...	13
Adalbert Ordowski	
Gegen das Vergessen	15
Farina Müller	
„Ce sa facem“	17
Peter-Oliver Loew	
Erste Tagung – Deutsche Polenforschung	18
Arndt Brede – Interview mit Stephan Erb	
„Wir fördern jährlich 3.600 Begegnungen mit 130.000 Jugendlichen“	18
Bernd Böttcher ist neuer Geschäftsführer der Aktion West-Ost im BDKJ	20
Steffen Hauff	
Rückblick und Bilanz	21
Der „Radierer von Danzig“ (Ausstellung)	22
Deutsche und Polen – 1. 9. 1939 – Abgründe und Hoffnungen (Ausstellung)	22
Brief an die Mitglieder	23
Einladung zur Mitgliederversammlung	24
Literatur	25
Wolfgang Nitschke	
Erinnerung an Prälat Dr. Franz-Josef Wothe	28
Viola Nitschke-Wobbe	
Burgkaplan Siegfried Thesing wird Pfarrer	29
Norbert Matern	
„Lächelnd die Wahrheit sagen“ – Weihbischof Pieschl wurde 75	29
Personalien	30
Studententagung und Kongress in Danzig/Gdańsk	32
Meldungen	33
Burg (Schloss) Gemen	34
Beitrittserklärung / Überweisungsvordrucke	35
Natalia Gackowska	
Danzig gestern und heute aus der Sicht der Vertriebenen – Ein Fragenkatalog	36
Veranstaltungen / Impressum	37
Viola Nitschke-Wobbe	
Lech Wałęsa besuchte Deutschland	38
Mahn- und Gedenkstätten	39
Die Berliner Mauer	40

ZUM TITELBILD

2.711 dunkelgraue Stelen auf 19.000 Quadratmetern – das ist das Denkmal für die ermordeten Juden Europas inmitten Berlins, auf dem einstigen Todesstreifen der Berliner Mauer, unweit von Reichstag und Brandenburger Tor. Der moderne Mensch, der ins Denkmal hineingeht, taucht immer tiefer ein in das anonyme Stelenfeld, in ein Grauen, das ihm den Horizont raubt. „Unser Denkmal versucht, eine neue Idee der Erinnerung zu entwickeln, die sich deutlich von Nostalgie unterscheidet“, formuliert der Architekt des Mahnmals Peter Eisenman.



■ *Konstituierende Sitzung des ersten Deutschen Bundestages 1949. Erich Köhler (CDU) wurde erster Bundestagspräsident.*

2009 – das Jahr der Gedenktage

Deutschland feiert in diesem Jahr: 60 Jahre Bundesrepublik und 20 Jahre Wende! Das ist doch etwas für die durch Wirtschaftskrise und Staatsverschuldung geschundene Seele. Wir sind eine erfolgreiche Demokratie, ohne Guantanamo, ohne Irak-Krieg, aber mit dem legendären Wirtschaftswunder, Fußballweltmeister 1954, 1974 und 1990 – und wir hatten ein „Sommermärchen“ im Jahr 2006 – zwar nur mit Platz drei, aber immerhin! Eine Frau aus dem Osten ist Kanzlerin, die modernsten Industrieanlagen stehen im Osten, Amerika geht es wirtschaftlich noch viel schlechter – also ist doch eigentlich alles geschafft und wir können feiern!

Doch irgendwie hat das Getöse um 60 Jahre Bundesrepublik und 20 Jahre Wende einen faden Beigeschmack, denn es gibt da auch andere Gedenktage, die weniger zum Feiern anregen sollten: vor 70 Jahren begann in Danzig der II. Weltkrieg und es wären auch 60 Jahre DDR zu erwähnen.

Die Kanzlerin aus dem Osten ist jedoch leider kein Beweis für geglückte Integration des anderen Deutschland in die Bundesrepublik. Die Gesellschaft teilt sich nach wie vor in „Wessis“ und „Ossis“, Wendegewinner und Wendeverlierer. Vielen Menschen in den erstaunlicherweise auch nach 20 Jahren immer noch „neuen Bundesländern“ genannten Regionen geht es heute schlechter als zu DDR-Zeiten. Deshalb feiern sie lieber 60 Jahre DDR und übersehen dabei das Unrecht dieses Staates. Stasi, Mauer oder Reisebeschränkungen relativieren sich in der Rückschau anscheinend durch Arbeitslosigkeit und Zukunftsangst. Und es gibt tatsächlich Menschen, die die Mär von der Vollbeschäftigung in der DDR wieder glauben – auch wenn es in Studentenwohnheimen vier Damen an einer unbenutzten Garderobe gab,

die tagaus, tagein miteinander geredet haben, aber nie einen Mantel aufhängen mussten. Zu dem heute manchmal doch erstaunlich positiven Bild der DDR trägt auch bei, dass die Parteibonzen als „Wendehälse“ oft auf ihren Positionen geblieben sind, während diejenigen, die die friedliche Revolution auf der Straße durchsetzten, heute buchstäblich als Hartz IV-Empfänger dort stehen. Zweifelsohne war die DDR ein „Unrechtsstaat“ – aber es war auch nicht alles schlecht, zumindest nicht alle Menschen, die dort leben mussten oder wollten. Ich kann dies durchaus beurteilen, da ich seit 1985 ca. viermal im Jahr den real existierenden Sozialismus besucht habe und noch heute die Kontakte nach Rostock und Chemnitz pflege – die „Ossis“ waren damals Freunde und sind es noch heute! Der persönliche

63. GEMENTREFFEN
vom 29. Juli bis 3. August 2009
Internationale Jugendbegegnung
vom 28. Juli bis 3. August 2009

Kontakt untereinander war in Ermangelung von Telefonen wesentlich ausgeprägter, man hat sich besucht und geredet – am Telefon, wenn man es denn hatte, hätte ja die Stasi mithören können. Das Sozialsystem ist zwar mit dem Staat auch pleite gegangen, aber es könnte Beispiel sein für die Bundesrepublik Deutschland – auch nach 20 Jahren, denn Investitionen in Kindertagesstätten erscheinen mir gerade heute wieder sinnvoller als Milliarden für korrupte Banker, die sich auch in der Krise noch Boni auszahlen – auf Kosten des Steuerzahlers.

Problematisch an der DDR war aber auch, dass die „Mitteldeutschen“ offenbar nichts

„... das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“

Geistliches Wort

Das Gementreffen im Jahr 2008 stand unter dem Thema: „Religion und Werte in Deutschland und Ostmitteleuropa“. Und wie wir alle erleben durften, war dies Thema eine Zukunftsfrage. Auch 2009 richten wir unsere Aufmerksamkeit wieder in besonderer Weise auf die Zukunft:

„Aus der Vergangenheit lernen, heißt Zukunft gewinnen“

Wir alle wissen längst: Jeder Blick in die Zukunft beginnt mit einem Blick in die Vergangenheit. Erst vor kurzem, beim Besuch des Papstes in Israel, gedachten Christen und Juden gemeinsam des schrecklichsten Ereignisses, das wir mit der Vergangenheit verbinden: der Schoah.

(Anmerkung der Redaktion: vgl. Jes 10,3 und auch Jes 47,11; Ps 35,8. Schoah drückt die Bedeutung „Unheil“, „Verderben“ oder „Untergang“ aus. Seit 1942 setzte sich in Palästina der Begriff Schoah durch und wurde im gleichen Jahr auch von der Jewish Agency in einer offiziellen Erklärung verwendet. Das Wort Schoah ist der offizielle Begriff im Staat Israel und dient im Neuhe-

bräuschen ausschließlich zur Bezeichnung der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden unter dem Nationalsozialismus. Das Wort Holocaust stammt aus dem Griechischen und findet über zweihundertmal Verwendung in der Septuaginta – der griechischen Bibelübersetzung des so genannten Alten Testaments. Im Deutschen kann man das Wort mit „Ganzopfer“ oder „Brandopfer“ wiedergeben. Es ist eine griechische Übertragung des hebräischen Worts „ola (kalil)“ – „das, was ganz im Rauch aufsteigt“. Seit dem 16. Jahrhundert wird das Wort Holocaust im Englischen zur Bezeichnung von Brandopfer bzw. für etwas, was ganz verbrannt ist, verwendet und meint im weiteren Sinne eine vollständige Zerstörung durch Feuer. So benutzt man es heute auch im Englischen für Großbrände, aber auch für Massenmorde).

Für uns als Mitglieder des Adalbertus-Werk e.V. mit unseren Familien gehören zu diesem Erinnern auch die gesamte NS-Diktatur und insbesondere Flucht und Vertreibung, die sehr viele von uns persönlich betrafen. Wir sind davon überzeugt, dass allein die Versöhnung diese Vergangenheit mit der

noch ausstehenden Zukunft in rechter Weise zu vermitteln vermag. Seit Jahrzehnten bemüht sich das Adalbertus-Werk darum. Umkehr und Vergebung sind – im Kleinen wie im Großen – untrennbar verbunden mit der Einsicht, nie wieder darf so gehandelt werden, niemals wieder darf solches geschehen!

Auch beim Gementreffen 2009 stehen wir auf „gegen das Vergessen“ und thematisieren Judenverfolgung und Vertreibung als Unrecht, das sich nie wiederholen darf. Bei der Aufarbeitung der eigenen geschichtlichen Erfahrung können wir aber nicht davon absehen, dass es faktisch noch immer, wenn auch an anderen Orten der Erde, Vertreibung, Entrechtung und Ermordung gibt. Als aufgeklärte und gläubige Menschen geht das Leid dieser anderen auch uns etwas an. Das sollten wir bedenken und, so denke ich, uns in Zukunft mehr zum Thema machen. Gerade unsere eigene Erfahrung und unsere Erinnerung an Flucht, Vertreibung und Krieg sollte uns zur Beschäftigung mit dem Leid der anderen führen. Wir müssen unser eigenes Anliegen erweitern, vom eigenen Erle-

Fortsetzung Seite 4

mit dem II. Weltkrieg zu tun hatten – so war wenigstens die Propaganda der SED. Und so ist der Gedenktag an den Kriegsbeginn vor 70 Jahren auch eine mehr westdeutsche Angelegenheit, mit der die Bürger der Ex-DDR scheinbar weniger zu tun haben.

„Aus der Vergangenheit lernen, heißt Zukunft gewinnen“ – so lautet das Leitwort unseres 63. Gementreffens. Dass es auch jenseits der Elbe eine lebendige Form der Erinnerung gibt, wollen wir in diesem Heft des *adalbertusforum* dokumentieren. Wir berichten über die „Wende in Magdeburg“ und stellen eine Initiative der deutsch-polnischen Versöhnung, den „ökumenischen Pilgerweg Magdeburg-Gnesen“ vor, der von einem jungen Mann, welcher heute in Potsdam wohnt, organisiert wird.

Wir konnten den polnischen Botschafter Dr. Marek Prawda gewinnen, über die „geteilte Erinnerung im vereinten Europa“ zu berichten, blicken nach Moldawien – in eines der ärmsten Länder Europas – und beschreiben Initiativen für die Erinnerung in Breslau.

Darüber hinaus gibt es natürlich auch in diesem Heft umfangreiche Berichte über Personalien, empfehlenswerte Literatur und Meldungen aus der kirchlichen Welt. Ans Herz legen möchte ich Ihnen/Euch auch die Bitte einer jungen Studentin aus Danzig/Gdańsk, sie mit einem Zeitzeugengespräch bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit zu unterstützen.

Ich wünsche Ihnen/Euch viel Spaß beim Lesen und hoffe, dass wir uns zahlreich in Gemen wiedersehen. Auch Programm und

Anmeldeformular finden sich in diesem Heft. In der Hoffnung, dass wir in Gemen auch wieder ein großes Fest der Versöhnung feiern, aber die tragischen Gedenktage nicht vergessen und unsere Lehren daraus ziehen, hoffe ich, dass auch die Politiker uns in

diesem Anliegen folgen. „Aus der Vergangenheit lernen, heißt Zukunft gewinnen“ – dies gilt sicher auch für Parteien und Verbände.

Wolfgang Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werk e.V.

Erster Bundestag (1949–1953)

Der 1. Deutsche Bundestag, der am 14. August 1949 gewählt worden war, trat am 7. September 1949 in Bonn zu seiner ersten Sitzung zusammen. Noch vor ihm war der Bundesrat erstmals zusammengekommen. Die beiden legislativen Staatsorgane waren damit konstituiert. Die erste Sitzung wurde von Alterspräsident Paul Löbe (SPD) geleitet, bis schließlich Erich Köhler (CDU) zum ersten Bundestagspräsidenten gewählt wurde. Am 12. September wurde Theodor Heuss (FDP) von der Bundesversammlung zum ersten Bundespräsidenten, am 15. September Konrad Adenauer (CDU) vom Bundestag zum ersten Bundeskanzler gewählt. Nachdem Bundestagspräsident Köhler auch die Unterstützung seiner eigenen Fraktion verloren hatte, wurde 1950 Hermann Ehlers (CDU) zum zweiten Bundestagspräsidenten gewählt.

Der 1. Bundestag hatte die schwierige Aufgabe, die Folgen von Krieg und Vertrei-

bung durch gesetzliche Maßnahmen im erträglichen Rahmen zu halten. Ebenso musste er die gesetzlichen Rahmenbedingungen für ein Wirtschaftswachstum und den Wiederaufbau der Infrastruktur setzen. Wichtige Gesetze waren die zum Lastenausgleich, aber auch die Ratifikation des außenpolitisch wichtigen Vertrages



■ Briefmarke des Jahrgangs 1949 der Deutschen Bundespost zur Eröffnung des ersten Deutschen Bundestages.

über die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Montanunion). Hinzu kamen Beschlussfassungen über das Betriebsverfassungsgesetz, das Wohnungsbaugesetz und das Kartellgesetz, das zum Aufkommen des Wirtschaftswunders beitrug. Auch die Wiedergutmachungsabkommen, die die Bundesregierung mit dem Staat Israel schloss, bedurften der Genehmigung durch den Bundestag.



■ Die neue Münchner Hauptsynagoge „Ohel Jakob“ (Zelt Jakobs). Sie ist in Form der „Tefillin“ (Gebetskapsel) gestaltet und mit einem filigranen Zelt-dach-Imitat ausgestattet, das den Davidstern enthält.

■ Das Portal der neuen Münchner Hauptsynagoge enthält die ersten zehn Buchstaben des hebräischen Alphabets, die zugleich die Zahlenwerte 1 bis 10 darstellen, Symbol für den Dekalog (Zehn Gebote), die Grundlage des ethischen Monotheismus in Judentum und Christentum.



ben hin auf das Schicksal der anderen. Aus unserer furchtbaren Erfahrung in der Vergangenheit verwirklicht sich – vermittelt durch unser Erinnern in der Gegenwart – unsere Verantwortung für die anderen in die Zukunft hinein. Nur so schaffen und erhalten wir Frieden umfassend und dauerhaft: Die anderen Leidenden hinein nehmen in unser eigenes Eintreten gegen Schuld und Unrecht, für Frieden und Gerechtigkeit.

„Vergessen verlängert das Exil, das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ Dem Ursprung und Sinn nach ist das ein zutiefst jüdischer Satz. In unserer Erinnerungsarbeit wird uns als Christen immer wieder schmerzlich bewusst, dass es eine besondere Verbindung von Christen und Juden im Glauben gibt. Wenn der Papst nach Israel reist, stellt sich uns – unabhängig von einer Bewertung seiner „Mission“ – erneut die Frage nach dieser Verbindung. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat sich mit dem traditionellen Thema der Judenmission durch die Kirche befasst und sie strikt abgelehnt: „Nein zur Judenmission – Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen“. In dieser Erklärung vom März 2009 verfasst das ZdK seine Einsichten in der Auseinandersetzung mit der älteren Fassung der Karfreitagsfürbitte. Die Lektüre dieser Erklärung ist sehr empfehlenswert und lohnt sich unbedingt! Über dieses Papier hinausgehend denke ich

sogar, dass selbst die neue Fassung dieser Fürbitte noch zu sehr einem ungenügenden Verständnis Raum lässt: „... damit sie (die Juden) das Ziel erreichen, zu dem sein (Gottes) Ratschluss sie führen will“. Dieser Gedanke lässt in letzter Konsequenz immer noch Spielraum für den unsäglichen, antijüdischen Gottesmord-Vorwurf und die Vorstellung, am Ende der Zeiten würden die Juden dann schon erkennen, dass Jesus Christus eben doch ihr Messias gewesen sei und sie ihn als solchen hätten anerkennen müssen, um am Ende von ihm gerettet zu werden. Diese und weitere theologische Fehlansichten unter vielen Christen gehören immer noch nicht der Vergangenheit an. Doch: soll die Zukunft den Frieden zwischen Juden und Christen bringen und sichern, muss solches Fehlverständnis vollständig ausgeräumt werden. Wir müssen uns dabei im Klaren sein, dass gerade auch der christliche Antijudaismus letztlich zu tun hatte mit dem himmelschreienden Unrecht an Juden in der Schoah. Gerechtes Bekenntnis Juden erst, wenn wir alle grundsätzlich erkennen: Das „Volk Israel“ ist seit dem Geschehen beim Exodus und auf dem Berg Sinai bereits auf dem ihm von

Gott gewiesenen Heilsweg. Die Nichtjuden sind erst mit und durch Jesus Christus hinein genommen in den Bund und die Verheißungen Israels. Allerdings ist dies „eschatologisches“, also endzeitliches Geschehen und daher nicht deckungsgleich: die Vervollkommnung steht aus, im Judentum wie im Christentum.

Allein Israel hat den für immer gültigen Bund und die Weisung, die Gott allen Menschen angeboten und zugedacht hat, angenommen. Juden dürfen andererseits aber nicht ausgeschlossen sein von Jesu Verkündigung des Evangeliums; deshalb ist sie auch an Juden gerichtet, sonst wäre sie nicht universal. Das Volk Israel, später das jüdische Volk, hat in der biblischen Grundlage und ihrer nachbiblischen Auslegung und Umsetzung bis heute bereits alles erhalten und angenommen, was ihm im Hinblick auf Vergebung und Erlösung durch Gottes Offenbarung zugekommen ist: Gottebenbildlichkeit jedes Menschen, Gebot der Nächstenliebe, die ohne Gottesliebe gar nicht möglich ist, Umkehr, Anteil an der kommenden Welt, Messiaserwartung und Verheißungen sind – richtig verstanden – alles, was Juden und eigentlich auch Nichtjuden für das Leben in dieser Welt brauchen. Aus jüdischem Verständnis heraus haben auch die Nichtjuden bereits ohne das Bekenntnis zu Jesus Christus alles erhalten, um zur endzeitlichen Erlösung zu gelangen. Jeder „Gerechte“ tut dies bereits, und viele aus den Völkern der Welt werden in der Endzeit den Gott Israels anerkennen. Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus ist eine besondere, das endzeitliche Heil unter dem „eschatologischen Vorbehalt“ vorwegnehmende Gabe Gottes an alle, vor allem aber an die nichtjüdischen Menschen. Sie ist ein vollkommen ungeschuldetes Geschenk an sie. Und sie beendet in keiner Weise die Heilsbedeutung des Judentums für diese Welt. Christen haben Juden nichts voraus. Sie alle warten auf die endzeitliche Vollendung.

Auf jeden Fall ist es eine völlige Verkenning der zeitgeschichtlich bedingten Situation, die Schuld an Jesu Tod „den Juden“ zuzuschreiben. Christen haben Juden in dieser Beziehung nichts zu vergeben und Juden haben keinen Grund, sich deshalb mit Christen zu versöhnen. Die Erlösung der Juden ist nicht an deren Bekenntnis zu Jesus als Messias gebunden. Im Gegenteil: Christen müssen von jüdischer Auslegung und jüdischem Verständnis der biblischen Botschaft lernen. Auch in Bezug auf den Umgang mit Menschen anderer Nationen und Religionen.

Ich denke, dass diese Einsichten von höchster Bedeutung sind dafür, dass das Unrecht der Vergangenheit in Zukunft nie wieder geschieht. Nur so können wir wirklich Seite an Seite handeln, um – aus der Vergangenheit lernend und im Vertrauen auf den einen Gott – Zukunft zu gewinnen.

Gertraud Heinzmann

(Frau Dr. Heinzmann hat ihre Dissertation zum theologischen Verhältnis zwischen Judentum und Christentum geschrieben.)

Msgr. Pfr. Johannes Goedeke – 70 Jahre Priester

Am 6. März 2009 feierte Msgr. Pfr. Johannes Goedeke in Bad Soden-Salmünster unter Beteiligung einer Delegation des Adalbertus-Werk e.V. sein 70. Priesterjubiläum. Ein Fest des Gedenkens an jenen Tag, den 5. März 1939, an dem er vor 70 Jahren in der Kathedrale zu Oliva von Bischof Dr. Carl Maria Splett zum Priester geweiht wurde. Es ist „würdig und recht“, zunächst Gott und dann auch ihm selbst wieder von Herzen Dank zu sagen. Die Zeit im Adalbertus-Werk e.V. war für Prälat Goedeke immer eine Zeit des Sich Verschenkens an alle, denen er sich in seiner priesterlichen Sorge widmet. Nicht zuletzt auch immer wieder den Mitgliedern und Freunden des Adalbertus-Werk e.V., dessen Geistlicher Beirat er von 1975 bis 1996 war und dessen Ehrenmitglied und Ehrenpräses er seit 1996 ist. Am 13. Juli 2009 sieht er der Vollendung seines 95. Lebensjahres entgegen.

Das Adalbertus-Werk e.V. bemüht sich momentan, die Erinnerungen von Johannes Goedeke als Buch herauszugeben, welches unter dem Titel „Ich durfte überleben“ bis zum Gementreffen fertig sein soll.

Am Ende des von weit über 100 Gästen besuchten Festgottesdienstes zu seinem Jubiläum ermahnte uns der Jubilar „Gott und den Menschen zu dienen“, „Gebet und Feste zu halten“ und „als Gemeinde zusammenzustehen“ sowie „Freude und Trauer zu teilen“. Und er wünschte uns allen einen „gesegneten weiteren Weg“.

Unter den zahlreichen Gästen war als Zelebrant der Weihbischof der Diözese Fulda, in der Prälat Goedeke seit Jahrzehnten in verschiedenen Funktionen seinen priesterlichen Dienst verrichtet. Die Predigt von Weihbischof Johannes Kapp dürfen wir hier – mit freundlicher Genehmigung – veröffentlichen.

Verehrter, lieber Priesterjubililar Johannes Goedeke!

Liebe Mitbrüder und Gäste!

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

70 Jahre sind es heute, dass Bischof Dr. Carl Maria Splett in der Kathedrale in Danzig-Oliva seine erste Priesterweihe gespendet hat, indem er Dir dazu die Hände aufgelegt hat. Welches Erleben und Geschehen für beide, für Weihespende und Weiheempfänger! Und wie lange und in welcher geschichtsträchtigen und vielfältig belasteten Zeit durftest und darfst Du diesen geschenkten Christdienst ausüben!

70 Jahre! „Des Menschen Leben währt 70 Jahre“, betet der Psalmist.

So lange währt allein Dein Priestersein und -leben, so lange auch wie zwei kürzere menschliche Berufs- und Arbeitszeiten; was ist Dir darin geschenkt worden und gelungen, was ist da von Dir erwartet, Dir aufgelastet und zu tragen gegeben worden, was hast Du mitgetragen und geschenkt – aus

Deiner Christus-Verbundenheit und in ihr, letztlich Dich nicht selbst? – „Adsum!“, hast Du damals gesagt, das heißt: „Hier bin ich, ich bin bereit, stehe zur Verfügung.“

„Gott loben, das ist unser Amt!“ Diesen Satz aus einem Gotteslob-Lied haben wir kürzlich am Telefon erörtert, in dem es vorher heißt: „Dankt unserm Gott, lobsinget ihm, rühmt seinen Namen mit lauter Stimm; lobsingt und danket allesamt“, denn „Gott loben, das ist unser Amt!“ – Du meinstest, Dein Lob- und Danklied sei Dir in Deinen vielen Jahren und zu vielen Jubiläen schon oft genug gesungen worden; Du wüsstest zugleich aber



■ Pfr. Goedeke bei seinen Dankesworten am Ende des Festgottesdienstes.

auch, dass Du als Beschenkter weitergeschenkt hast, dass Du Werkzeug eines anderen warst und bist, der durch Dich gewirkt und gesegnet, gehandelt und geheiligt hat; freilich manchmal Dich beglückend, z.B. nach einem gut besuchten festlichen Ostergottesdienst oder wenn Du jemanden im Sakrament der Versöhnung von Lebenslast losprechen durftest, aber öfters wohl mit ihm Einsamkeit erlebend und mit ihm Kreuz schleppend.

Ja, mancher mag im Blick auf Deinen Lebenslauf heute fragen: „Woher hatte er Kraft, diesen Weg in diesen Jahren und Jahrzehnten zu gehen und alles das Unerwartete und Zugemutete auszuhalten und durchzutragen?“ Weihe in politisch hochunsicherer Zeit; gerade ein Jahr Domkaplan, weil die



■ Der Jubilar (3. von links) während der Feier im Saal, links von ihm Weihbischof Johannes Kapp.

Einberufung zum Militärdienst kam; bald danach bis zum September 1944 Fronteinsatz als Sanitäter; ab da in russischer Gefangenschaft bis Weihnachten 1944. Bei der Heimkehr war die Heimat verloren, dazu alle drei Geschwister.

Sofort Bereitschaft zur Übernahme als Religionslehrer-Vertretung; freiwillige Meldung zur Diaspora-Seelsorge mit Null-Anfang am Rande der Großstadt und anschließend auf dem flachen Land ohne eigene Gottesdiensträume als Gast in evangelischen Kirchen oder auch in Friedhofskapellen oder Gasthaussälen, ehe er in überwiegend katholischer Gemeinde mit inneren und äußeren Gestaltungsaufgaben konfrontiert war. Daneben in all den Jahren Sammeln der auf vier Besatzungszonen verstreuten katholischen Danziger Landsleute, vor allem Jugendlicher, um sie in heimatlicher Verbundenheit und Gemeinschaft des Glaubens zu stärken und gleichzeitig auch zur Versöhnung mit dem polnischen Volk zu führen. Wie viel Zeit hat er dafür aufgebracht, wie viele Wege dazu zurückgelegt, wie viele Treffen und Tagungen dazu organisiert, wie sehr offenen Dialog, aber auch das Gespräch im kleinen

Kreis oder unter vier Augen und Ohren gesucht.

Und – das war und ist wohl bis heute das Wichtigste! – all das untermauert durch das ganz persönliche Gespräch mit dem, der ihm durch Bischofshände Teilhabe an seinem Dienst und seiner Vollmacht gegeben hatte und dem er heute vor 70 Jahren gesagt hat: „Adsum!“ – „Ich bin bereit, für Dich und mit Dir für die Menschen.“

Ich denke, das sagst Du uns allen, lieber Johannes Goedeke, die wir jetzt mit Dir für 70 Priesterjahre danken, im Blick auf Lesung und Evangelium, die wir eben gehört haben: „Vergesst nicht das Beten! Denkt an die Königin Ester, mit welcher liebenden Sorge und leidenschaftlichen Verantwortung sie für ihr Volk gebetet und sich vertrauensvoll in Gottes Hand gegeben hat. Und nehmt ernst, was Jesus selbst uns geradezu anbietet und wozu er uns ermutigt: „Bittet, dann wird euch gegeben; sucht, dann werdet ihr finden, klopfet an, dann wird euch geöffnet!“ Das Rot der schenkenden Liebe im Kirchenfenster hier und mehr noch der Tabernakel mit der Gegenwart des Herrn sagen es: Er ist für uns da! Amen.

Geteilte Erinnerung in einem vereinten Europa

Dikturaufarbeitung zwischen Vergangenheitskonkurrenz und Erinnerungspolitik

Das vereinte Europa kann endlich mit zwei Lungen atmen. In Polen erinnert man sich nicht gern an die Zeit mit einer „amputierten Lunge“. Mit der fortschreitenden europäischen Integration sollten allmählich auch unsere Erinnerungen zusammenwachsen, das erscheint mir nicht nur für das Gemeinschaftsgefühl, sondern auch für die Fähigkeit zum gemeinsamen Handeln wichtig. Oft wird sogar hervorgehoben, dass sich eine Vertiefung der Integration in der EU ohne die Arbeit an einem gemeinsamen Bild von der europäischen Geschichte nicht erreichen lässt. Die neuen EU-Mitglieder betonen, dass auch ihre Erfahrung von Diktaturen und Fremdbestimmung einen Teil der europäischen Geschichte darstellt. Wir sind uns aber darin einig, dass ein verbindendes europäisches Geschichtsbild erst noch wachsen muss. Die Völker haben zu viele unterschiedliche Erfahrungen gemacht, um sie bereits in einem gemeinsamen Narrativ (*Anmerkung der Redaktion: Erzählung/Geschichte*) zusammenzufassen.

In diesem Text stelle ich mir zum einen die Frage, wie man diese Erfahrungen „europäisieren“ kann, und zum anderen, welche psychologischen Blockaden uns möglicherweise daran hindern, die Geschichtsbilder der Nachbarn zu erkennen und zu verstehen. In beiden Fällen werde ich mich auf Beispiele aus polnischen und deutschen politischen Debatten beziehen.

Europäische Erinnerung – Perspektivenwechsel

Die Kriegserfahrungen lassen sich sicherlich europäisieren, indem man sie als ständige Warnung betrachtet und daraus den Mut schöpft, sich möglichen Katastrophen entgegenzustellen. Und indem man zur Aufarbeitung aller Schattenseiten der eigenen Geschichte bereit ist. Dazu bedarf es nicht zuletzt der Förderung eines antitotalitären Kon-

senses – zwei Totalitarismen und der Völkermord sind für uns die zentralen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts. Das bedeutet, dass man tragische Ereignisse und Prozesse wie kriegsbedingte Fluchtbewegungen, Zwangsumsiedlungen und Vertreibungen in einer unmissverständlichen Relation dazu betrachten sollte. Sie stehen am Ende einer langen Kette von Verbrechen und sind nur ein Teil der humanitären Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, der seinem Wesen nach ein Vernichtungs- und Unterwerfungskrieg war. Das heißt auch, dass die gemeinsame Erinnerungskultur kein aus dieser Kette herausgerissener Prozess sein kann, sondern vielmehr auf der Grundlage der gesamten totalitären Erfahrung des 20. Jahrhunderts erarbeitet werden sollte.

Problematisch ist auch der Anspruch einer „Europäisierung der Vertreibungen“, der Erfahrungen verschiedener Völker zu unterschiedlicher Zeit und in unterschiedlichen historischen Kontexten vergleichbar zu machen versucht. Das Vergleichen von Unvergleichbarem führt zu einer falschen Universalisierung, die viel mehr mit innenpolitischen Zielen als mit einer „internationalen Empathie“ zu tun haben kann. Wie der Historiker Jerzy Holzer betont, ist nur diejenige Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg wirklich universell, die die Opfer und nicht die Kriegshandlungen in den Vordergrund stellt. Die Debatte um die Holocaust-Opfer hat beispielsweise wesentlich dazu beigetragen, dass die herkömmliche, zur Heroisierung neigende nationale Sicht des Kriegsgeschehens immer häufiger infrage gestellt wird.

Auf dem Wege zur europäischen Erinnerungskultur müssen wir uns der Frage stel-

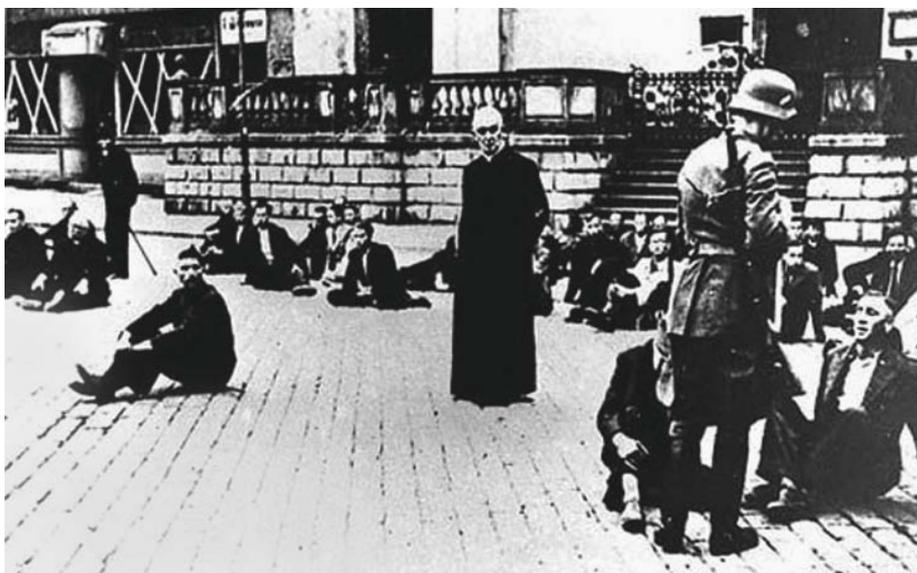
■ *Polnische Geiseln in Bromberg warten auf ihre Hinrichtung kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht am 5. 1939, darunter der katholische Dekan Stepczynski.*



Dr. Marek Prawda
Botschafter der Republik Polen in der Bundesrepublik Deutschland

len, wie wir mit scheinbar unlösbaren Erinnerungskonflikten umgehen können. Historiker können uns auf der Ebene der Tatsachen helfen, aber nicht mehr auf der der Emotionen und Identitäten. Der Philosoph und Historiker Krzysztof Pomian fügt deshalb eine hermeneutische Sicht hinzu, die es erlaubt, den Konflikt als Tragödie aufzufassen, die von Künstlern oder Schriftstellern anhand von individuellen Schicksalen differenziert geschildert werden kann. Dies hat zur Folge, dass der zugrunde liegende Konflikt nicht als Kampf von Gut und Böse dargestellt werden kann, in dem es auf unserer Seite ausschließlich Opfer und auf der anderen ausschließlich Täter gab. Es geht mir selbstverständlich nicht darum, die ethischen Grenzen zu verwischen, sondern darum, uns für die Leiden der Opfer auf allen Seiten zu sensibilisieren. So werden wir auch fähig zu vergeben. Das ist allerdings nicht mehr Sache der Schriftsteller oder Künstler, sondern der moralischen Autoritäten.

Die polnischen Bischöfe hatten 1965 den Mut, ein allgemein bekanntes Versöhnungsangebot an die Deutschen zu richten: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Es gibt kein anderes Ereignis in der Nachkriegsgeschichte Polens, das so viel Nachdenken über das Verhältnis zu unseren Nachbarn ausgelöst hat. Trotz unermüdlicher Diffamierungskampagnen der Kommunisten wurde die selbstkritische, offene Sprache der Bischöfe zum moralischen Standard und zur Medizin gegen Nationalismus und Intoleranz. Sich „im Geiste der Botschaft der Bischöfe“ zu äußern, hieß: sich anständig zu verhalten, sich selbst mit den Augen der Nachbarn zu betrachten. Und es waren katholische Publizisten, die in den Siebzigerjahren eine Debatte über einen einsamen, tragischen Helden, den evangelischen Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, und seinen Widerstand im Dritten Reich initiierten. Die Begegnung mit den Schriften und mit der Biografie Bonhoeffers wurde auch zu einer Beschäftigung mit dem persönlichen Schicksal



eines Deutschen. Dies war nicht ganz unbedeutend für das damals sehr belastete deutsch-polnische Verhältnis.

Vor diesem Hintergrund interessierte man sich in Polen für die christlichen Kreise, die in Deutschland den Dialog suchten und praktizierten, wie Pax Christi, die Aktion Sühnezeichen, das Adalbertus-Werk oder das Maximilian-Kolbe-Werk (eine von privaten Spenden getragene Organisation, die KZ- und Holocaust-Überlebenden, unter anderem in Polen, materiell und ideell Hilfe geleistet hat). Es gibt etwas, das die Begegnungen im Rahmen dieser Aktivitäten mit der polnischen Begegnung mit Bonhoeffer verbindet: Sie alle sind deutsch-polnische Treffen auf der ethischen Ebene. Und sie beweisen, dass Polen und Deutsche durchaus über eine Sprache der empathischen Kommunikation verfügen. Diese Sprache muss nicht erst erfunden oder ausgehandelt werden. Sie ist da und gehört zu den ermutigenden gemeinsamen Versuchen, Elemente einer europäischen Erinnerungskultur gerade dort zu suchen, wo es am schwierigsten erscheint.

Europäische Erinnerung – geteilt oder nur ungleichzeitig?

Nach dem Systemwechsel 1989 stand Deutschland im Mittelpunkt der Vergangenheitsaufarbeitung und der Selbstfindungsprozesse in Polen. Wir sprachen darüber, wie man im Kommunismus antideutsche Ressentiments instrumentalisiert hatte. Eine rücksichtslose Abrechnung mit dieser Zeit und schließlich ihre Überwindung sollten zum Erkennungszeichen eines freien und geistig souveränen Polen werden. Deutschland war aber nicht nur ein Bezugspunkt unserer Debatten, sondern avancierte zu Polens Anwalt und Alliiertem. Mit diesem Wan-

■ *Das Denkmal des Warschauer Aufstandes machen zwei Gruppen von Skulpturen aus, von denen eine die die Barrikade verteidigenden Soldaten und die zweite die in die Kanäle Heruntergehenden darstellt. Der Eingang in den Kanal befindet sich in der Nähe des Denkmals.*



■ *Der polnische Regierungschef Tadeusz Mazowiecki und Bundeskanzler Helmut Kohl, während eines deutsch-polnischen Gottesdienstes in Kreisau, November 1989.*

del ging eine veränderte Wahrnehmung des Nachbarn einher. All das verlieh den deutsch-polnischen Beziehungen einen ganz besonderen Stellenwert – und erhöhte die Erwartungen.

Diese Erwartungen konnten nicht erfüllt werden, denn eine vergleichbare Debatte über die Komplexität der deutsch-polnischen Beziehungen hat in Deutschland nach 1989 nicht stattgefunden. Unsere Nachbarn sahen keinen Grund dazu, zumal die historischen Debatten bei ihnen längst geführt worden waren. Man übersah allerdings, dass in diesen Nachkriegsdebatten in der Regel der Holocaust im Mittelpunkt gestanden hatte. Polen, damals ein Teil des feindlichen kommunistischen Lagers, war schlicht nicht präsent und an den damaligen Deutungsprozessen nicht beteiligt.

Präsent war Polen allerdings auf eine andere

Art und Weise. Wenn es in Deutschland jemals möglich war, ein Opfersyndrom zu kultivieren, dann geschah es in der Nachkriegszeit und mit einem klaren Polenbezug. Polen erschien beinahe als Nutznießer des Krieges, an ihm ließen sich am einfachsten die Kriegsfrustrationen abreagieren. Verstärkt wurde dies zum einen durch die sensible Natur der Grenzfrage und zum anderen durch die kommunistische Geschichtspolitik. Dabei spielte es keine Rolle, dass das propagandistische Bild der deutsch-polnischen Vergangenheit Teil der verlogenen kommunistischen Politik war.

Und heute, nachdem die Opfer-Debatte in Deutschland aktualisiert wurde, vernimmt man in Polen Signale, die wie Zitate aus der Rhetorik der Nachkriegszeit wirken und in denen auch damalige Emotionen mitzuklingen scheinen. Manchmal weisen sie auf nicht verarbeitete Vorurteile aus dem 19. Jahrhundert hin – eine Tradition, die in Deutschland ihre Fortsetzung in der kritischen Haltung zur Wiedergeburt Polens 1918 und zur Bildung des polnischen Staates in den Grenzen



von 1945 fand. Sie ist der eigentliche Grund für die polnischen Bedenken oder sensiblen Reaktionen auf manche deutschen Debatten der letzten Jahre. Diese Reaktionen zeugen natürlich nicht – wie oft behauptet – von fehlendem Verständnis für die Phase der individualisierten Erinnerung in Deutschland der Neunzigerjahre, als die Generation der Opfer von Flucht und Zwangsaussiedlungen der Nachkriegszeit – nur naturgemäß – in den Mittelpunkt rückte. In Deutschland versteht man jedoch überhaupt nicht, wozu es den „notorisch übersensiblen“ Polen noch gehen mag.

Für mich stellen diese Missverständnisse Beispiele für die Ungleichzeitigkeit der historischen Debatten dar. Hätten wir Anfang der Neunzigerjahre unsere Vergangenheitsdebatte zu Ende geführt und wirklich auf beiden Seiten ernst genommen, so hätten wir uns später vielleicht manchen Streit und manches Kopfschütteln erspart. Doch noch in den Neunzigerjahren fiel uns immer wieder auf, dass der Warschauer Aufstand von 1944, immerhin die größte Erhebung des Zweiten Weltkriegs, in Deutschland ein eher wenig bekanntes Ereignis war und meistens mit dem Aufstand im Warschauer Ghetto verwechselt wurde. Und wenn wir das richtig stellen wollten, wurden wir häufig einer obsessiv rückwärtsgewandten Haltung bezichtigt. Die Ungleichzeitigkeit historischer Aufarbeitungsprozesse in Deutschland und Polen wurde darüber hinaus in der Diskussion um das Zentrum gegen Vertreibungen deutlich. Dieses Projekt traf uns in einer Phase selbstkritischer Debatten über die Schattenseiten unserer eigenen Nachkriegsgeschichte. Umso weniger verstanden wir, dass man uns gerade zu jenem Zeitpunkt so kategorisch dazu aufrief, „endlich Abschied von unseren Tabus zu nehmen“. In unseren Augen waren wir seit einigen Jahren dabei, genau das zu tun – so intensiv wie nie zuvor.

Aus der Sicht der Deutschen blieben die „übersensiblen« Polen“ ihrem Mythos der unschuldigen Opfer verhaftet und waren nicht in der Lage zu akzeptieren, dass auch andere ihrer Opfer gedenken. Wir Polen fühlten uns missverstanden, da wir aus einem ganz anderen Grund so empfindlich reagierten. Wir hatten gerade eine schwierige öffentliche Debatte hinter uns – eine Debatte über unsere eigenen Verdrängungsvarianten und über die Notwendigkeit, uns den Sichtweisen und Sensibilitäten der Nachbarn zu öffnen. Eine Debatte über die schwierigsten Ereignisse in unserem Verhältnis zu Juden, Deutschen oder Ukrainern. Selbst über die Zwangsaussiedlungen der Deutschen erschien damals eine Fülle von Publikationen. Und wir wollten das Erreichte erhalten. Die Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen hat uns jedoch von diesem Ziel entfernt. Mein letztes Beispiel bezieht sich auf die Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit. Anfang der Neunzigerjahre kam eine polnische Delegation nach Berlin, um mit Oppositionellen aus der ehemaligen DDR zu sprechen. Diese überreichten uns

Stasiakten, die die Aktivitäten gegen die Solidarność-Bewegung in Polen belegen sollten. Für unsere Nachbarn war das nicht nur eine wichtige Geste, sondern auch Bestandteil der damals vorgenommenen, notwendigen Abrechnung mit dem früheren System und seinen Anhängern. Auf der polnischen Seite reagierte man distanziert auf diesen revolutionären oder sogar „jakobinischen“ Eifer der Deutschen. In Polen dominierte damals eine eher konziliante Linie im Verhältnis zu den Anhängern des alten, ohnehin kompromittierten Systems, man wollte sich lieber mit der Wirtschaftsreform beschäftigen. Nicht ohne Bedeutung war auch das unbrochene Selbstwertgefühl der politi-

kommunistischen Unrecht betroffenen Menschen sich sehr wohl auch dafür interessieren müssten, wer für ihr Schicksal verantwortlich sei. Das menschliche Gerechtigkeitsempfinden stelle darüber hinaus eine unverzichtbare Legitimitätsquelle in einem neuen System dar, das man aufbaue. Erst recht, wenn man der Bevölkerung – wie eben in Polen – eine harte Wirtschaftsreform zuzumuten gedanke.

Nicht um die oben geschilderte Kontroverse aus heutiger Sicht besserwisserisch zu diskutieren, habe ich mir erlaubt, diese Episode in Erinnerung zu rufen. Interessant ist für mich vielmehr die Tatsache, dass wir in den letzten Jahren im deutsch-polnischen Ver-



Aus „DIALOG“; Zeichnung: Walter Hanel.

schen Elite eines Landes, in dem die anti-kommunistische Opposition traditionell stark war und nun die volle Verantwortung übernehmen musste. Keine Zeit für symbolische Abrechnungsrituale.

Die Kollegen aus dem sich gerade vereinigen Deutschland hatten wenig Verständnis für diese Haltung. Sie teilten auch nicht die Ansicht, dass eine junge Demokratie zunächst gefestigt werden sollte, bevor sie sich eine solche Debatte leistet. Und sie blieben ebenfalls skeptisch, als wir die Vorzüge eines „soziologischen“ Ansatzes (Wie ist es dazu gekommen, dass das kommunistische System eine breite Unterstützung fand? Wir sollten seine Mechanismen aufdecken) gegenüber einem „politischen“ (Wer hat uns so zugerichtet? Wir müssen alle Agenten finden und bestrafen) priesen. Als Antwort hörten wir, dass vor allem die vom

hältnis wieder eine ähnliche Debatte erleben – nur mit vertauschten Rollen. Diesmal hatten die Deutschen gewisse Schwierigkeiten, den polnischen Ansatz der Vergangenheitsbewältigung zu verstehen. Es soll hier aber hinzugefügt werden: Polen war das erste Land in der Region, das nach 1989 Systemreformen durchzuführen begann. Deshalb übersprang man manche Entwicklungsphasen oder Debatten, die uns nun verstärkt und manchmal überraschend einholen. Ungleichzeitigkeit eben.

Fremdheitsbarrieren überwinden

Die historischen Debatten, die zu unterschiedlicher Zeit oder verspätet stattfinden, sind nicht das einzige Hindernis auf dem Weg zu einer europäischen Erinnerungskultur. Europa braucht ein neues Gemeinschaftsgefühl. Der deutsche Regisseur Vol-

ker Schlöndorff hat in seinem Film über die Streiks in der Danziger Werft gezeigt, wo die Wurzeln dieses neuen Gemeinschaftsgefühls auch zu finden sind: in Danzig, Prag, Ostberlin. Die Geschichte interessiert uns nicht wegen der Geschichte, sondern wegen der Zukunft. Damit wir, die neuen EU-Mitglieder, nicht nur als Quelle von Sorgen, sondern als Quelle positiver politischer Energie angesehen werden. Wenn man uns nämlich in diesem Sinne akzeptiert, wenn man uns einen positiven Beitrag für Europa attestiert, mag es einfacher sein, auch manche Ideen, die von uns kommen, zu akzeptieren und sie nicht von vornherein als Hirngespinnste aufgeregter Mitteleuropäer abzutun. Es ist nicht die historische Paranoia, die wir nun in die Gemeinschaft einbringen, sondern zum Beispiel ein Beitrag zur friedlichen Lösung der Krise in der Ukraine oder – wie zuletzt – praktische Projekte für unsere Nachbarn im Rahmen der Ostpartnerschaft der EU. Diese Bemühungen sind nicht Handlangerdienste für die Amerikaner in Europa, sondern ergeben sich aus unserem in der Solidarność-Zeit gewonnenen Verständnis dafür, wie wichtig es ist, die Verankerung in jenen internationalen Strukturen zu suchen, die auf demokratischen Werten basieren.

Im September 1989 wurde die – ganze zwei Wochen alte – erste nichtkommunistische Regierung in Warschau auf eine außenpolitische Probe gestellt: In die Botschaft der Bundesrepublik in Warschau strömten Flüchtlinge aus der DDR, die auf Umwegen in den anderen deutschen Staat gelangen wollten. Die Warschauer Regierung, damals noch eine Insel in der kommunistischen Umgebung, stellte sich die Frage: Wie erfüllt man eine selbstverständliche humanitäre Pflicht gegenüber den Flüchtlingen, ohne die Nachbarn zu provozieren und zugleich eine historische Chance für sich selbst und für die Region zu verspielen? Die „illegalen Besucher“ aus der DDR wurden in Ferienheime der Gewerkschaft Solidarność einquartiert. Die Ostberliner Presse bezichtigte uns unterdessen der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der DDR. Manche Staatsmänner in der Region machten sich auf den Weg, um uns „brüderliche Hilfe“ zur Rettung des Kommunismus zu leisten. Je mehr wir uns in Selbstbeschränkung übten, desto unruhiger wurde die Presse im Westen. Ein britisches Blatt warnte, die als notorische Unruhestifter und unheilbare Rebellen bekannten Polen machten sich zu früh und zu hastig an die Demontage des Kommunismus. Sie würden noch sich selbst und halb Europa in die Luft sprengen. In dieser „idyllischen“ Atmosphäre standen wir mit unserem Flüchtlingsproblem und mit der ein wenig komplizierten Freiheit weitgehend allein da. Nach einigen Wochen nahm diese Geschichte aber ein gutes Ende: Die Berliner Mauer fiel.

So kam die polnische „Unruhestifterei“ auch den Deutschen zugute. Im Jahre 2009 haben Polen und Deutsche – vielleicht zum ersten

Mal – eine gemeinsame positive Geschichte zu erzählen. Vor allem darüber, dass die Mauer nicht von allein gefallen ist, sondern dass dem politischen Umbruch von 1989 eine faszinierende Geschichte der Oppositionsbewegungen in der Region vorausging.

20 Jahre nach dem Systemwechsel freuen wir uns über das Zusammenwachsen beider Teile des Kontinents. Aber ganz besonders freuen wir uns darüber, dass sich nun Ost und West ihre Geschichten erzählen können. Nur so können wir uns einem europäischen Selbstverständnis nähern. Dies ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass der andere kein schwer zu fassender, mysteriöser Fremder bleibt. Und darauf kommt es ja schließlich an, dass das Anderssein nicht

gleichzeitig Fremdheit bedeutet. Und wenn es uns gelingt, diese Barriere zu überwinden, stärken wir zugleich unsere Immunsysteme für schlechtere Zeiten, sodass wir bei manchen politischen Schwierigkeiten nicht so schnell in die Denkmuster von vorgestern zurückfallen.

Nun stellt sich noch die Frage, ob Polen und Deutsche einen spezifischen Beitrag zur europäischen Erinnerungskultur leisten können. Ich glaube, es wäre hilfreich, wenn die Polen nicht jede Woche überprüfen, ob die Deutschen ein gutes Gedächtnis haben, und wenn die Deutschen ihrerseits die Möglichkeit nicht ausschließen, dass die Polen außer Traumata auch einfach legitime Interessen haben.

Gewagte Freiheit

Vierzig Zentimeter grünes Band *oder* Die Wende in Magdeburg im Rückblick und Ausblick nach zwanzig Jahren

Die Wende ist nicht nur vom Himmel gefallen, sie hat sich gespeist aus vielen kleinen und größeren Rinnsalen.

Nach dem Mauerbau 1961 versuchten die Kirchen offiziell auf die neue eingemauerte Situation zu reagieren. In der evangelischen Kirche fand man die Formel von der „Kirche im Sozialismus“, die freilich nicht verstanden werden sollte als Kirche des Sozialismus. Aber es gab gelegentlich auch Formen einer Staatsnähe, die manchmal bis zur Anbieterung reichten. Die katholische Kirche versuchte es mit dem Modell: „Verweigerung durch Schweigen und nicht Mitmachen“. In diesem Modell lauerte die Gefahr des Rückzuges in die Nische, in eine Wagenburgmentalität. Einen wichtigen Aufbruch gab es durch das Katholikentreffen 1987 in Dresden, mit dem sich die Katholiken auf der politischen Bühne zurückmeldden. 1988/1989 nahm die katholische Kirche auch offiziell an der Ökumenischen Versammlung „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ teil. Ich habe das Papier „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“, das die Partei und Stasi damals mit aller Macht verhindern wollten, als Rollenbuch für die bald anbrechende Wende verstanden.

Aber lange vorher gab es unter Katholiken auch Gruppen, die das System nicht einfach hinnahmen, meist in ökumenischer Zusammenarbeit. Besonders die Aktion Sühnezeichen mit Lothar Kreyssig und die Polen-seminare (später Anna-Morawska-Gesellschaft) mit Günter Särchen haben hier eine bedeutende Rolle gespielt. Auch in Einzelgemeinden gab es Aktionen des Widerstandes. Ich erinnere mich gern an meine Zeit als Vikar in Zeitz, in der ich viel mit dem evangelischen Pfarrer Oskar Brüsewitz unternommen habe, der sich aus Protest gegen die ideologische Erziehung der Jugend 1976 selbst verbrannt hat.

Die Wende ist für mich nach wie vor ein großes Wunder Gottes, aber sie ist auch auf Erden sozusagen aus vielen Rinnsalen zusammengeflossen. Leipzig war nicht der einzige Ort.

Dampfkessel DDR im Sommer 1989

Im Sommer 1989 kam ich als Pfarrer an die katholische St. Agnesgemeinde in Magdeburg-Neustadt. Der Antrittsbesuch bei Bischof Johannes Braun gab mir Gelegenheit, ihn dringlich um ein öffentliches Wort zu bitten. Ich hielt es angesichts der anhaltenden Flüchtlingswelle über Ungarn und Prag, der angespannten Stimmung in der Bevölkerung für längst überfällig.

Am 25. September 1989 ging ich montags zum Gebet um gesellschaftliche Erneuerung in den Dom. Es fand das zweite Mal statt. Ich schätze, es waren vielleicht 400 Menschen. Aber wo war die katholische Kirche? Nach dem Gebet traf ich den Dompfarrer Giselher Quast und fragte: Sollten wir das nicht ökumenisch tun? Er griff mein Anliegen sofort auf und lud mich zur Beratergruppe Dom ein, die diese Friedensgebete vorbereitete. Die Teilnahme an den Montagsgebeten schwoll in den folgenden Wochen lawinenartig an, bis Dom und Kreuzgang die Menschen nicht mehr fassen konnten und die Gottesdienste nach draußen vor den Dom übertragen werden mussten.

Ein Einschnitt war das Montagsgebet am 9. Oktober. Von staatlicher Seite war vor der Teilnahme gewarnt worden, weil man sich damit in Gefahr für Leib und Leben begeben würde. Ich werde das Gespräch mit den Eltern eines Jugendlichen aus meiner damaligen Gemeinde nicht vergessen, die mir am Abend des 7. Oktober unter Tränen mitteilten, *das hätten sie nicht gewollt*. Sie hatten ihren Jungen überredet, den Militärdienst nicht abzulehnen, um bessere Chancen für



■ **Der Dom zu Magdeburg St. Mauritius und Katharina, kurz Magdeburger Dom, ist die ehemalige Kathedrale des Erzbistums Magdeburg, die Grabkirche Kaiser Ottos I. und zugleich das Wahrzeichen der Stadt. Seit der Reformation ist der Dom evangelische Pfarr- und Bischofskirche.**

das Studium zu haben. Nun fürchteten sie mit Recht, dass er am kommenden Montag mit dem Schlagstock auf seine Freunde aus der Pfarrjugend und seinen eigenen Pfarrer einprügeln müsste. Ich hatte am Abend des 9. Oktober so viel Angst wie noch nie in meinem Leben. Ein Junge betete im Dom am offenen Mikrofon: „Jetzt ist das eingetroffen, wovor ich mich immer gefürchtet habe. Mein Vater ist draußen bei den Kampftruppen in der Gagarin-Schule und ich stehe hier im Dom und bete. Ich bitte, dass nie wieder ein Vater seinem Sohn so gegenübersteht.“ Dem folgte eine Totenstille, in der viele sich bewusst wurden, dass sie vor dem Dom ihren Arbeitskollegen, Verwandten, Gartennachbarn gegenüberstehen könnten.

Der 9. Oktober 1989 ist für mich *der* Tag der Wende, nicht der 9. November mit der Maueröffnung, was mich zu dem Zeitpunkt eher irritierte. Denn wie es auch immer zur Öffnung der Mauer gekommen ist, dadurch wurde Dampf abgelassen. Den Druck hätten wir aber nötig noch gebraucht, um in der DDR die friedliche Revolution von der Straße in die Strukturen, z. B. in die Betriebe und Institutionen zu bringen.

Am 23. Oktober überreichte ein Magdeburger Handwerker im Dom ein grünes, vierzig Zentimeter langes Band. Nach vierzig Jahren Rot sollte es ein Zeichen der Hoffnung sein, ein Erkennungssymbol für jene, die im Land für Veränderung sorgen wollten. Am nächsten Tag schon war in Magdeburger Geschäften kein grünes Band mehr aufzutreiben.

Ein Befreiungsschlag: Der Hirtenbrief von Bischof Johannes Braun vom 24. September 1989

„Hirtenbriefen eignet das literarische Genus (Anmerkung der Redaktion: *literarisches Geschlecht, literarische Gattung*) einer ge-

wissen Langweiligkeit“, äußerte Bischof Wanke einmal. Bei diesem Brief aber war alles anders. Es gab spontanen Beifall in der Kirche. Ein Mann äußerte mir gegenüber: „Ich bin jetzt wieder richtig stolz, katholisch zu sein.“ Eine Studentin erzählte: „Als ich hörte ‚Hirtenbrief‘, setzte ich mich in Schlafposition; am Ende stand ich auf der Bank.“ Die Initiative zu diesem Brief ging von einigen Priestern in Magdeburg aus, wurde aber von Bischof Braun begrüßt und engagiert aufgegriffen. Nach längerer Zeit der politischen Enthaltsamkeit wurde in einem Bischofsschreiben zur DDR-Situation Klartext

gesprochen. Der Brief konnte nur im Eiltempo gedruckt und musste heimlich versandt werden. Viele freiwillige Kurierere waren bereit, mit ihren Privatautos den Brief in jedes Pfarrhaus unseres weit verzweigten Bistums zu bringen. Über den Hirtenbrief war nicht nur die SED sauer, sondern wir bekamen auch innerkirchlich Kritik. Dies etwa von einem wichtigen Berliner Prälaten, der meinte, wir hätten mit dem Hirtenbrief das Verhältnis zwischen Staat und Kirche fahrlässig gefährdet.

Der spezielle Beitrag katholischer Christen zur Wende in Magdeburg: die offenen Reform-Kreise, die katholische Koordinierungsgruppe, die Wendezeitung „Halle-Magdeburger“.

Orientierung zum Zeitgeschehen

Für das Friedensgebet Anfang November erhielt ich die Zustimmung der katholischen Magdeburger Pfarrer zur folgenden Erklärung im Dom:

1. Die katholischen Gemeinden stellen ihre Gemeinderäume allen oppositionellen Gruppen und deren Aktivitäten zur Verfügung.
2. Es werden für alle offene Reformkreise gegründet, so zu Schule und Bildung, zu Menschenrechtsfragen, zu Wirtschaftsproblemen.

Die Idee war, dass es nicht ausreicht, auf der Straße zu protestieren und die Abschaffung von Stasi und SED zu fordern, sondern gleichzeitig darüber zu diskutieren, was denn an die Stelle des Alten treten soll.

Als auch in Magdeburg von der SED der Runde Tisch eingeführt wurde, kamen die oppositionellen Gruppen überein, sich vorher zu treffen, um das gemeinsame Vorge-

hen am Runden Tisch zu besprechen. Die „katholische Koordinierungsgruppe“, in der sich in der Wende engagierte Katholiken zusammengefunden hatten, wurde gebeten, die Leitung dieses Runden Tisches der oppositionellen Gruppen zu übernehmen. Die Arbeit in den Reform-Kreisen und am oppositionellen Runden Tisch gehört zu den wichtigsten Beiträgen der katholischen Gemeinden Magdeburgs zur Wende.

Im November 1989 entstand dann die Idee einer eigenen Zeitung, da im Blick auf die ersten freien Wahlen zur Volkskammer eine noch breitere Information nötig schien, die mit den bisherigen Mitteln unserer kleinen Bistumsdruckerei nicht zu leisten war. Diese Zei-



tung wurde in Magdeburg gemacht und in der Bonifatiusdruckerei Paderborn gedruckt. Sechs Auflagen dieser Zeitung erschienen bis zur ersten freien Wahl zur Volkskammer. All diese Arbeit geschah neben der üblichen Berufsarbeit. Es war keine normale Zeit. Es war eine Zeit mit viel Aufbruch, und unsere Seelen kamen oft nicht nach.

Der Nach-Wende-Kater

Nicht nur nach übermäßigem Alkoholgenuss, sondern auch nach übergroßen Wunderscheinungen scheint es einen Kater zu geben. Nach der Euphorie des Aufbruchs, nach dem „Wahnsinn“ des Mauerfalls, nach der Begeisterung über die deutsch-deutsche Verbrüderung trat der Kater ein. Zu viele hatten sich zu vieles anders vorgestellt. „Wir träumten das Paradies und wachten auf in Nordrhein-Westfalen.“ Außerdem zeigten sich auch die Schattenseiten einer friedlichen und gewaltfreien Revolution. Führende Genossen hatten die Gelegenheit genutzt, zwar nicht mehr den Sozialismus oder die DDR, aber doch ihre eigenen Positionen, Gelder usw. zu retten. Sie saßen im neuen System oft schon wieder oben, während sich manche Wendeaktivisten, die auf der Straße demonstriert hatten, sich nun arbeitslos „auf der Straße wiederfanden“. Und es zeigte sich auch, dass den Deutschen in Ost und West, geprägt durch ihre unterschiedliche geschichtliche Erfahrung, das Zueinanderfinden nicht immer leicht fiel. Die Begriffe des Besser-Wessi und Jammer-Ossi markierten eine neue seelische Befindlichkeitsgrenze zwischen beiden Teilen Deutschlands. „Wenn man eine Mauer abreißt, entsteht ein Graben, der manchmal tiefer sein kann, als die Mauer hoch war.“

Vom Osten her wurde die neue Heimat als menschlich kühler, als hauptsächlich von Geld und Karriere geprägt, empfunden. Besonders negativ wirkte sich der Zusammenbruch der östlichen Wirtschaft mit der großen Arbeitslosigkeit aus.

Resümee und Ausblick

Man hüte sich vor plakativen Urteilen! Weder war die katholische Kirche nur Trittbrettfahrerin der friedlichen Revolution, noch stand sie am Dampfhebel im Führerhaus. Viele Katholiken, wenn auch zunächst mehr privat als kirchenamtlich gestützt, engagierten sich in den oppositionellen Gruppen und waren wegen ihrer klaren politischen Haltung in DDR-Zeiten auch bald für Aufgaben nach der Wende angefragt, hatten aber dafür nicht immer die Ausbildung und die Fähigkeiten. Heute, da der Rausch und die Begeisterung der Wende schon fast 20 Jahre her sind, wünsche ich mir die Kreativität und das Durchhaltevermögen von damals. Und auch das nahe menschliche Miteinander, mit dem wir Visionen entwickelten und für die Veränderungen eintraten. Weder „Wendehälse“ und „Angepasste“ sind gefragt, sondern wendige Christen mit Aufmerksamkeit für die Zeichen der Zeit.

Propt Dr. Gerhard Nachtwei

Zur Erinnerung an Kindertransporte

Neues Denkmal in Danzig/Gdańsk

Zwischen 1938 und dem Kriegsausbruch 1939 haben viele Juden ihre Kinder nach Großbritannien geschickt. Auf diese Weise sind etwa 10.000 bis 11.000 jüdische Kinder der Shoa entgangen.

Die Transporte der Kinder gingen von vielen Städten des Reiches aus, unter anderem von Berlin, München, Hamburg, Frankfurt/Main, Breslau, Düsseldorf, Leipzig, aber auch von Prag und dem Freistaat Danzig.

Von Danzig gingen insgesamt vier Transporte ab: am 3. Mai, 5. und 10. Juli sowie am 25. September 1939. Auf diesen Transporten verließen etwa 140 Kinder Danzig.

Die Kinder und ihre Betreuer fuhren mit Bussen nach Marienburg, wo sie in den Zug Königsberg–Berlin einstiegen. In Berlin, auf dem Bahnhof Friedrichstraße, stiegen sie in den Zug nach Hoek van Holland um, von wo aus sie mit dem Schiff nach Harwich fuhren und erneut in einen Zug umstiegen, der sie dann ans Ziel – die Liverpool Street Station in London – brachte. Viele von ihnen fuhren weiter nach Palästina, andere wieder blieben in England.

Der in Danzig geborene Franz Meisler war einer jener Kinder, die auf dem letzten Transport Danzig verließen. Heute lebt er in Tel Aviv und ist ein bekannter Bildhauer. Auf Wunsch von Prinz Charles entstand an der Liverpool Street Station ein von Franz Meisler geschaffenes Denkmal, das

■ *Das Denkmal zeigt fünf Kinder mit Koffern, Schulranzen, Geigen und Teddybären, die auf dem Bahnsteig auf ihren Zug warten.*

eine Gruppe jüdischer Kinder zeigt, die aus einem Eisenbahnwaggon steigen, sowie eine Bahnschiene darstellt, die deren Reise ins Unbestimmte symbolisiert. Das zweite Denkmal dieser Art wurde am 30. 11. 2008 auf dem Berliner Bahnhof Friedrichstraße enthüllt. Die Skulptur mit dem Titel „Züge ins Leben – Züge in den Tod“ zeigt zwei Kindergruppen auf Eisenbahnschienen: eine davon bilden durch Kindertransporte gerettete Kinder, die zweite zeigt in Lagern ums Leben gekommene Kinder. Am 6. Mai 2009 wurde das dritte Denkmal dieser Serie vor dem Danziger Hauptbahnhof enthüllt. Es zeigt fünf Kinder mit Koffern, Schulranzen, Geigen und Teddybären, die auf dem Bahnsteig auf ihren Zug warten. Dabei handelt es sich um die selben Kinder, die später den Zug auf der Liverpool Street Station wieder verlassen. Alle Denkmäler zeigen die Kinder in Lebensgröße.

Die Kindertransporte wurden von der jüdischen Gemeinschaft, caritativen und zionistischen Gesellschaften organisiert. Nur das Vereinigte Königreich hatte sich bereit erklärt, sie aufzunehmen. Die geretteten Kinder leben heute in England, den USA, Kanada, Australien und Israel.

An der feierlichen Denkmaleinweihung nahmen sieben jener Kinder teil, die auf Transporten Danzig verlassen hatten. Ebenso waren Pawel Adamowicz, der Danziger Stadtpräsident –, der 2008 das Denkmal in London gesehen und beschlossen hatte, dass auch in Danzig ein solches stehen soll – Zvi Rav-Ner, der Botschafter von Israel in Polen, sowie Petra Pau, Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages.

Gerhard Olter





Neues Denkmal für ehemalige Breslauer Breslau setzt Zeichen der Versöhnung

„Zum Andenken an die früheren Einwohner unserer Stadt, die auf Friedhöfen beigesetzt wurden, die heute nicht mehr bestehen“, heißt es auf Deutsch auf einer Tafel am neuen Denkmal in Breslau. Die Unterschrift des polnischen Textes lautet: „Wrocławianie“ – die Breslauer. Lateinisch steht es auch über dem Eingang: „Monumentum Memoriae Communis“ – Denkmal des gemeinsamen Gedenkens.

„Dieses Denkmal soll ein Ort für Deutsche und Polen sein, ein Ort, der ehemalige und heutige Breslauer verbindet“, sagte Rafał Dutkiewicz, Stadtpräsident von Breslau. Gemeinsam mit Erzbischof Marian Gołbiewski und Bischof Włodzimierz Juszczak, dem orthodoxen Bischof Jeremiasz, dem lutherischen Bischof Ryszard Bogusz und dem Breslauer Rabbiner Itzchak Rapoport weihte er am 30. Oktober 2008 das neue ökumenische Denkmal des Gemeinsamen Gedenkens ein. Das Denkmal mit hohem Symbolcharakter liegt im Breslauer Grabiszyński-Park. Weiter südlich im Park befinden sich italienische und polnische Soldatengräber.

Auf dem Gelände des ehemaligen deutschen Kommunalfriedhofs Grabschen waren noch in den 1960er Jahren Gräber erhalten, hier stand das während der Zeit der Festung Breslau zerstörte Krematorium.

Heute erinnert das neue Denkmal mit einer fast 70 Meter langen Mauer an die Einwohner Breslaus, die auf den nicht mehr bestehenden Friedhöfen begraben wurden. Etwa 70 Grabsteine und Erde dieser Friedhöfe sind in diese granitene „Friedhofsmauer ohne Friedhof“ eingelassen. Die schlichte Form und die universelle Symbolik des Denkmals überzeugten die Auswahlkommission, die sich 2005 unter den 25 eingegangenen Vorschlägen für das Projekt der Breslauer Künstler Alojzy Gryt, Tomasz Tomaszewski und Czesław Wesołowski entschied. Schon im Jahr 2000, als auf einem Feld östlich der Stadt ehemalige Grabsteine vom Kommunalfriedhof Oswitz gefunden wurden, entstand in Breslau die Idee für das Denkmal. Diese zum Teil gut erhaltenen Grabsteine wurden auch in die Friedhofsmauer in Grabschen integriert.

In einer 2007 veröffentlichten Dokumentation aller 120 Breslauer Friedhöfe heißt es, die wenigen, heute noch bestehenden Friedhöfe aus der Vorkriegszeit belegten die historische Kontinuität Breslaus – nicht die nationale, aber die gesellschaftliche, städtische. Die bedeutend größere Zahl der nicht mehr bestehenden Friedhöfe dagegen bezeuge das tragische Los einer großen Gemeinschaft, der Einwohner Breslaus. Nach dem Krieg kam es zu einem Bevölkerungsaustausch von nie dagewesenem Ausmaß. „Die neuen Bewohner, die zwischen 1945 und 1947 kamen, fanden sich in einer fremden Umgebung und in einem fremden Kulturkreis wieder. Die kommunistischen Machthaber versuchten, die Spuren der deutschen Vergangenheit der Stadt komplett zu tilgen. Auch objektive Forschungen zur Geschichte Breslaus und der Region wurden erschwert. Opfer dieser Art von Aktivitäten wurden auch die Begräbnisstätten von Generationen von Breslauern“, schreibt Dutkiewicz in der Publikation über die ehemaligen Friedhöfe. Nach dem Krieg gab es keine Angehörigen mehr, die die deutschen Friedhöfe besuchen konnten. In der polnischen Stadt hatten die neuen Einwohner keinen Bezug zu den Gräbern. Viele Friedhöfe verfielen und wurden schließlich zu Parks umgestaltet. Eine Ausnahme stellt der alte jüdische Friedhof dar.



Das Pantheon der deutschen assimilierten Juden, der Kaufleute, Bankiers, Wissenschaftler und Schriftsteller, wurde als Museum der Jüdischen Friedhofskunst gerettet. Hier liegen die Gräber des Historikers Heinrich Graetz („Die Geschichte der Juden“), des Gründervaters der deutschen Sozialdemokratie, Ferdinand Lassalle, die Gräber der Eltern von Edith Stein und der Familie von Willy Cohn („Kein Recht, nirgends“).

Die katholischen, evangelischen, orthodoxen oder jüdischen Grabsteine in der Gedenk-Mauer im Grabiszyński-Park spiegeln auch die verschiedenen religiösen Traditionen der Stadt wider. Die Bischöfe und der Rabbiner, die sich zur Einweihung versammeln, haben ihre Sitze in der Stadt, sie vertreten ihre Breslauer katholischen, evangelischen, orthodoxen oder jüdischen Gläubigen. Gemeinsam legen sie nicht nur an diesem Denkmal als erste Blumen nieder. Im ehemaligen jüdischen Viertel zwischen Ring und Stadtgraben gestalten sie alle gemeinsam seit Jahren das „Viertel der gegenseitigen Achtung“. Hier liegen in wenigen hundert Metern Entfernung vier Gotteshäuser: die Synagoge Zum Weißen Storch, die lutherische Kirche der Göttlichen Vorsehung (die ehemalige Hofkirche) und die orthodoxe Kathedrale, außerdem die katholische St.-Antonius-Kirche des Paulinerordens. Gegenseitiges Kennenlernen, gemeinsame Gottesdienste, Bildungs- und Kulturveranstaltungen sollen die verschiedenen Bekenntnisse und ihre Schätze für Gemeindemitglieder und interessierte Gäste öffnen. Im „Viertel“ begegnen sich Menschen und Kulturen, Gegenwart und Vergangenheit. Breslau versteht sich heute als Stadt der Begegnung, die aus der Vergangenheit heraus die Zukunft – auch die deutsch-polnische – gestalten möchte. „Viele Generationen von Breslauern haben das Gesicht der Stadt geprägt“, sagt Rafał Dutkiewicz: „Die ehemaligen Friedhöfe spiegeln die Geschichte dieser Erde. Wir bemühen uns heute, sie erneut zu entdecken und anzunehmen.“

Maria Luft

Literatur: Marek Burak/Halina Okólska: Cmentarze dawnego Wrocławia. Wrocław 2007.



■ *Unsere Pilgerschar unterwegs auf einem Weg in der Nähe von Kloster Paradies.*

Begegnungen im Kleinen oder: Links und rechts des großen Flusses ...

Der ökumenische Pilgerweg Magdeburg–Gnesen/Gniezno

Gemeinsam haben sich Menschen seinerzeit auf den Weg gemacht, aus dem polnischen Gnesen/Gniezno und aus dem deutschen Magdeburg, hin nach Berlin – zum Kirchentag 2003. Gemeinsam hat sich eine Gruppe engagierter Menschen geöffnet für den Gedanken des Pilgerns, wie auch für den Gedanken, sich mit den eigenen Füßen schrittweise aufeinander zu bewegen. Nichts unbedingt Übliches im deutsch-polnischen Verhältnis, gerade was die erinnerbare Vergangenheit anbetrifft. Eine Gruppe Christen beider Konfessionen machte sich auf Entdeckungsreise zu alten Wurzeln, zur Vision eines geeinten Europas, wie es schon zur ersten Jahrtausendwende vorgedacht wurde. Ausgesprochen wurde die Vision von Otto III., dem jungen Kaiser, der 22-Jährig starb. Er pilgerte seinerzeit von Rom nach Gnesen/Gniezno, zu den Gebeinen des heiligen Adalbert, des letzten Heiligen der damals noch einen, ungeteilten Kirche. Der Gnesener Erzbischof Henryk Muszyński nimmt im Pilgerbuch, das unsere Pilgerschaft begleitete, Bezug darauf. Und auch dieser Satz findet sich dort: „Das Treffen Ottos III. mit dem Herrscher Polens im März 1000 blieb für beinahe das ganze Jahrtausend der einzige „offizielle“ Besuch eines deutschen Staatsoberhauptes in Polen ...“

Und auch das soll hier Erwähnung finden: Es war die innere Zerrissenheit, die durch unsere Familie ging. Da waren meine mich großziehenden Großeltern, die ihr Leben im 1925 verlassenen Pommern nicht abzuschließen vermochten, die es mit hinübernahmen, auch über den Krieg hinaus. Offene Wunden! Hier, in

Hamburg, der Karteneintrag im Schulatlas: „zur Zeit unter polnischer Verwaltung“. Dort, jenseits der Oder, die Losung: „Wir waren, wir sind, wir bleiben.“

Nun also ich. Mit eigenen Füßen polnischen Boden betretend. Nicht als Tourist, nicht als Außenstehender wie sonst, sondern eingedrungen in das, was – so glaube ich – Polen wohl ausmacht. „Eingedrungen“ in eine Welt, die mir fremd war, vertraut wurde und doch in Vielem wiederum fremd blieb.

Unübersehbar sind die Gedenktafeln, die an der Außenmauer der heutigen Kathedrale in Gnesen/Gniezno angebracht sind. Zur 975-Jahr-Feier im Jahre 1975 wurde an die Zusammenkunft Otto III. mit Bolesław Chrobry, dem damaligen polnischen Fürsten, erin-



■ *Innenansicht des Magdeburger Doms mit dem Grab Ottos I.*



■ *Tribüne des Abschlussgottesdienstes vor der Peter-und-Pauls-Kirche in Gnesen am 29. Juni 2007. Zu sehen ist Bischof Wolfgang Huber, der Ratsvorsitzende der EKD, der dort ebenso eine Predigt hielt wie der Gnesener Erzbischof Henryk Muszyński rechts neben ihm. Wiederum rechts daneben stehen Justus Werdin, der so gut wie alle unsere Kontakte knüpft, und Jan Kwiatkowski, der Gnesener Pilgerpfarrer, der von den praktischen Dingen her unser allererster Ansprechpartner in Gnesen ist. Schirmherr ist der Erzbischof. Im Hintergrund etwas verdeckt ist Dompropst Jan Kasprowicz. Links und rechts außen stehen Priesteramtskandidaten.*

ner. Auch die Gründung des Erzbistums Gnesen/Gniezno wurde in jenem Jahr 1000 vollzogen, die Staatsgründung Polens fand ein Vierteljahrhundert später statt. Sehr dichte Ereignisse in einer Zeit, in der Dinge lange dauerten.

Am nächsten Tag dann die Aufnahme der Morgen-, Mittags-, Abend- und Nachtgebete. Rituale, die uns die nächsten eineinhalb Wochen begleiten sollten. Auf dem Weg nach Ostrów Lednicki, der Taufstätte Mieszko I., ein windschiefes Haus am Wegesrand. Ein blühender Tulpengarten davor. Im Fenster ein uraltes Mütterchen, das uns zuwinkt, eine steinalte Frau, die zaghaft ihr Fenster öffnet. Gestenreiche Verständigung. Winken. „Laudate omnes gentes“. Dort, wo die Sprache unzureichend bleibt, sind es Lieder, die Brücken bauen ...

Fahrt über Poznań/Posen. Abendgebet in der katholischen Kathedrale, Übernachtung in der evangelisch-augsburgischen Gemeinde, Frühgottesdienst in der orthodoxen Kirche. Das orthodoxe Himmelreich auf Erden.

Überbrückung per Eisenbahn. (Auch die alten Pilger haben sich oft „moderner“ Verkehrsmittel bedient!) Der Weg zum Kloster Paradies verlief auf uraltem Pflaster. Wer es wohl gelegt hat? Die Kulturgeschichte schert sich nicht um nationalstaatliche Grenzen. Selbstbewusst wird wieder angeknüpft an die geistes- und kulturgeschichtliche Brücke nach Lehnin.

Das brandenburgische Kloster Lehnin war

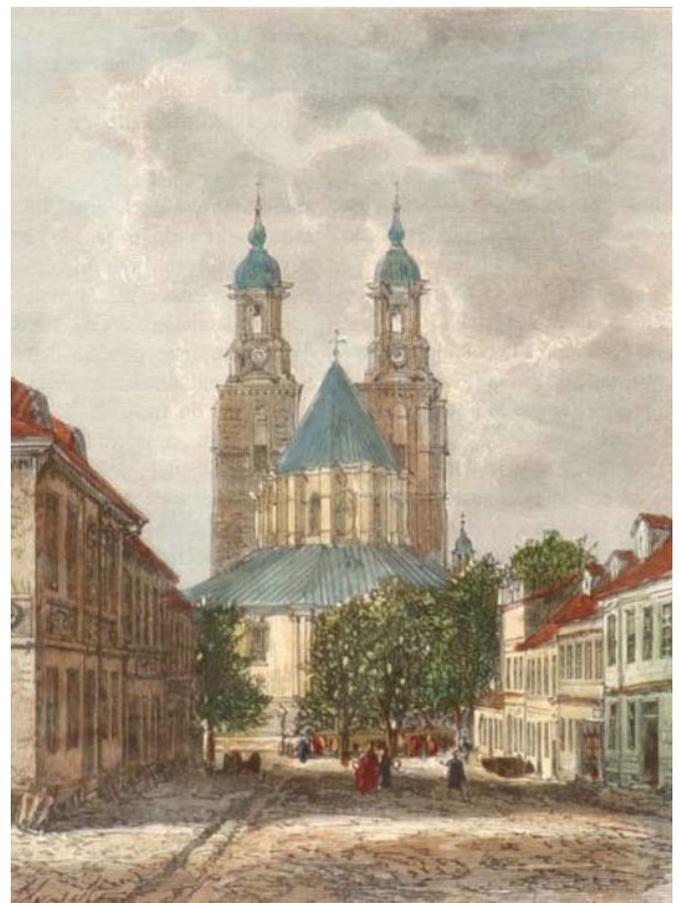
es, das im 13. Jahrhundert hier ein Tochterkloster gründete. Ja, die Abend- und Frühmessen, die die Pilger willkommen hießen und sie verabschiedeten. Unser Weg führte uns über Ośno Lubuskie/Drossen nach Frankfurt an der Oder. Unterwegs Kinder, die uns nachwinkten und uns nachfuhren mit ihren Fahrrädern. Nun kommt Vertrautes in den Blick, die Stadtsilhouette von Frankfurt/Oder. Das Verlassen des für uns Fremden und die Rückkehr ins Altgewohnte. Im Zentrum von Berlin die Zusammenkunft mit den Magdeburg-Pilgern. Am Donnerstag gießen wir im Rahmen des Kirchentages als symbolische Handlung die Wasser der Elbe, der Havel, des Jez. Lednicki (des Lednauer Sees), der Warta (Warthe) und der Oder zusammen. Am Abschluss dann war unser Liturgisches Fest. Eine Besinnung auf Erlebtes.

Seit dem Kirchentag pilgern wir jedes Jahr zwischen Deutschland und Polen, auf jeweils unterschiedlichsten Wegabschnitten der Gesamtstrecke. In einem Jahr gemeinsam in diese Richtung, im

nächsten Jahr gemeinsam in die andere Richtung. 30 bis 40 Pilger sind ungefähr jedes Jahr dabei.

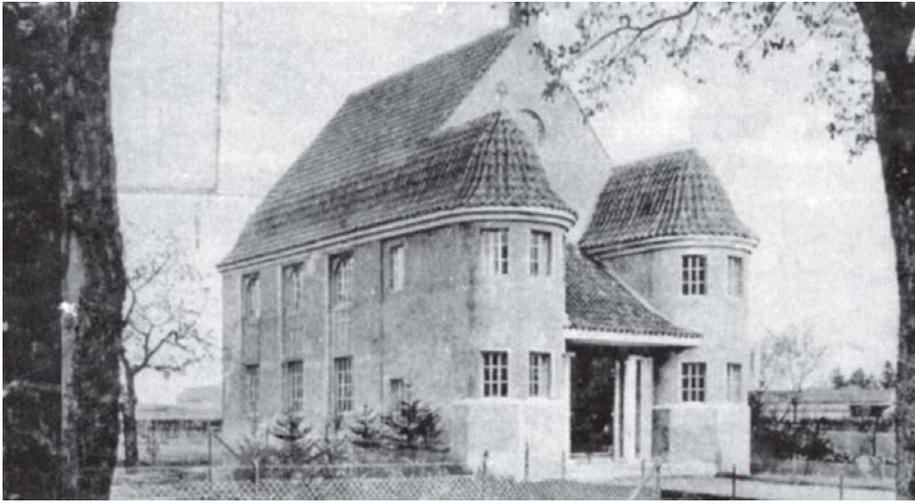
Pilgern. Sich aufmachen. Hineingehen in die Fremde. Dem Unbekannten begegnen langsamen Schrittes, nicht im schnellen Zusammensuchen, Speichern und Archivieren von Fakten. Pilgern heißt, sich die allzu bekannt erscheinende Welt ein Stückchen fremd sein zu lassen, um sie auf neue Art in sich zu gewinnen. Pilgerschaft – ein Stück inneres Zusammenwachsen. Ein Kennenlernen des anderen. Ich könnte auch sagen, mit offenen Augen, mit offenen Ohren und offenem Herzen erfahren zu haben, was Polnischsein bedeutet, vielleicht auch mit der polnischen Seele in Berührung gekommen zu sein. Es gibt keine deutsche Erde und auch keine polnische Erde. Nur die, die uns anvertraut ist.

Helmut Krüger



■ *Gnesener Dom, kolorierter Holzstich von Clerget um 1880.*

Weitere Informationen über den Pilgerweg, auch zwecks Teilnahme, erhalten Sie bei der Geschäftsstelle des Ökumenischen Pilgerweges:
Helmut Krüger, Lennestraße 65,
14471 Potsdam, Tel. (03 31) 97 40 72,
helmut-dieter.krueger@t-online.de



■ Gemener Synagoge, die bis zur Pogromnacht an der Ahauser Straße stand.

Gegen das Vergessen

Schüler erforschen Geschichte der Juden in Gemen

Erinnerungskultur wird auch in der Stadt, in der wir jedes Jahr bei unseren Gementreffen zu Gast sind, groß geschrieben. So gibt es das Stadtmuseum und je einen Heimatverein in Borken und in Gemen.

Insbesondere die Erinnerung an die jüdische Vergangenheit der beiden Orte wird erforscht und wach gehalten, z.B. durch den Arbeitskreis „Jüdisches Leben in Borken und Gemen“, durch die offizielle Begehung von Gedenktagen wie der Reichspogromnacht und die Pflege des jüdischen Friedhofs. Ein besonderes Projekt entstand im Jahr 2002 durch die Kooperation von drei Borkener Schulen: Schüler der 10. Klassen erforschten im Rahmen eines epochalen Unterrichts – also vier Wochen lang zwei Stunden pro Woche – die Geschichte jüdischer Familien in ihrer Stadt. Dieses Projekt wurde mit unterschiedlichen Schwerpunkten immer wieder fortgesetzt. Inzwischen ist daraus eine Internetpräsenz www.gegen-vergessen-borken.de entstanden, in der man sich umfassend über die jüdische Geschichte und konkrete Familien informieren kann. In einem Stadtplan sind die Häuser mit jüdischen Bewohnern verzeichnet und mit Texten und Bildern zu deren Geschichte hinterlegt.

In Gemen lebten vor dem Zweiten Weltkrieg neun jüdische Familien, deren Geschichte die Schüler unter die Lupe nahmen und die auf der Internetseite nachgelesen werden können. Außerdem fanden sie Interessantes über das Leben und Schicksal der jüdischen Gemenener im Allgemeinen, die Synagoge und den Gemener Friedhof heraus, was im Folgenden in gekürzter Fassung wiedergegeben wird.

Die Gemener Synagoge

An der Ahauser Straße, von Borken kommend kurz vor der evangelischen Kirche stand die Gemener Synagoge, die eine interessante Geschichte hat, wie die Schüler herausfanden: Bis 1912 die Synagoge eingeweiht wurde, beteten die Gemener Juden im Betraum des Hauses der Familie Löwenstein. Der Bet-

raum war für die Juden viel zu eng und es gab noch nicht einmal für jeden einen Sitzplatz. Dementsprechend sehnte sich die jüdische Gemeinde Gemen nach einem angemessenen Gotteshaus, und ihr Wunsch sollte erfüllt werden. Graf von Landsberg stellte der jüdischen Gemeinde gegen einen minimalen Pachtzins auf 99 Jahre einen Bauplatz zur Verfügung.

Auch die Gemeindeglieder waren opferfreudig und spendeten schnell namhafte Beiträge. Allerdings reichten die nicht aus und die Juden mussten ihre Verwandten aus nah und fern um Spenden bitten. Selbst Nachkommen ehemaliger Gemenener Familien, die in Amerika lebten, halfen mit ihren Spenden den Bau der Synagoge zu finanzieren. Die Pläne für die neue Synagoge entwarf der Frankfurter Architekt Beifuss, die bauliche Leitung wurde dem gräflichen und Kreisbaumeister Kampshoff und die Ausführung dem Bauunternehmer Stewering aus Gemen übertragen. Der Grundstein der Synagoge wurde am 15. April 1912 gelegt.

Zur Einweihung der Synagoge am 18. August 1912 hatte das Festkomitee der Synagogengemeinde unter der Leitung des Kölner orthodoxen Rabbiners Dr. Benedikt Wolf die gesamte Bevölkerung Gemens zur Besichtigung eingeladen, und zahlreiche Christen kamen der Einladung nach und sahen sich das neue Gotteshaus der Juden von innen an.

Der eigentliche, 64 Quadratmeter große und zweigeschossige Betsaal

■ Das Haus, in dem einst die Familie Löwenstein wohnte, steht auch heute noch.

der neuen Synagoge in der Ahauser Straße besaß einen streng quadratischen Grundriss und war mit einem leicht gewölbten Satteldach geschlossen. Im Osten schloss sich ein halbrunder Anbau für den Thoraschrein an. In den Giebel der Westfassade war ein Rundfenster eingestellt. Zur Straße schlossen sich auf hohen Sockeln stehende Anbauten an, die in Form von halbelliptischen Türmen ausgeführt waren und nach innen gewölbte Helmdächer trugen, die mit Davidsternen bekrönt waren.

Der Besucher der Synagoge gelangte zunächst in einen Vorraum, der ihn links in einen weiteren, im Turmanbau gelegenen Vorraum führte, wo die Toiletten und möglicherweise die Garderobe zu finden waren. Der rechte Turmanbau enthielt den Treppenaufbau zur an drei Seiten umlaufenden Frauempore. Ging man vom Vorraum aus geradeaus, gelangte man in den Betsaal, der auf den Thoraschrein hin orientiert war, zu dem drei Treppen hinaufführten. Den Bauplänen zufolge waren die Bima in der Mitte des Raumes, die Bänke an der Nord- und Südseite des Gebäudes aufgestellt. An der Wand der Synagoge befand sich ein Segenspruch für den Kaiser, dessen Text auch in den Einweihungsgottesdienst eingeflochten wurde. Dies ist ein Hinweis auf eine starke Identifikation mit dem Deutschen Reich.

Die erste Schändung des Gotteshauses fand bereits in den ersten Jahren der NS-Herrschaft statt: SA-Leute drangen während des Gottesdienstes am Schabbat des 4. Mai 1935 in die Synagoge ein und bewarfen die Gläubigen mit Steinen. Der Vorsitzende der Gemeinde, Oskar Löwenstein, wurde dabei verletzt. Die SA-Männer stammten aus Österreich und waren im Schloss Velen untergebracht.

In der Pogromnacht zum 10. November 1938 machten sich auswärtige Nazis mit Kanistern voller Benzin bewaffnet, die sie vorher bei einer Tankstelle gekauft hatten, an die Zerstörung der Synagoge. Das Gotteshaus wurde geplündert und verwüstet. Die Ritualgegenstände wurden auf einen Haufen geworfen. Ein jüdisches Dienstmädchen wurde gezwungen, sich vor einer Gruppe von Männern zu entkleiden. In den Morgenstunden wurde die Synagoge in Brand gesteckt. Am



Morgen standen von dem Gotteshaus nur noch einige Mauerreste, die später abgerissen wurden.

Auch der jüdische Friedhof in Gemen blieb nicht verschont. Am 21. Mai 1934 (Pfingstmontag) wurde eine Reihe von Gräbern geschändet und beschädigt. Es wurde ein Verfahren gegen die Täter eröffnet, das aber aufgrund des Reichsgesetzes über Gewährung von Straffreiheit niedergeschlagen wurde. Nach dem Krieg war Gemen bestrebt, den Friedhof wieder herzurichten und in einen würdigen Zustand zu versetzen. Im Dezember 1999 wurde der Gemener Juden-Friedhof zum dritten Mal (nach 1938 und 1946) geschändet. Unbekannte Täter haben 14 von 30 Grabsteinen zerstört. Die hauptsächlich aus Sandstein bestehenden Grabsteine wurden einfach umgestoßen und zerbrachen somit.

Borkener Juden im 20. Jahrhundert

Gemen unterstand im Gegensatz zu Borken nicht der Jurisdiktion des Fürstbistums, das sich an die Ansiedlungspolitik und die Vorgaben des Münsterschen Fürstbischofs zu halten hatte. Aus diesem Grund lebten kontinuierlich über zwei Generationen Juden seit dem 16. Jahrhundert in Gemen und starben auch hier. Insgesamt war die jüdische Bevölkerung vor 1933 gut in der Borkener Öffentlichkeit vertreten und auch akzeptiert.

Durch die Emanzipationsbewegung der Juden hatte sich im Ersten Weltkrieg eine Vaterlandsliebe entwickelt, die sich dann auch langsam auf dem Land bemerkbar gemacht hat. Immer mehr jüdische Bürger wurden Mitglieder in Vereinen und Klubs und bekleideten in der Weimarer Republik hohe politische Ämter. Alle diese Faktoren verstärkten bei ihnen das Gefühl der Zugehörigkeit. Diese positive Entwicklung nahm 1933 mit Beginn der Machtübernahme von Hitler und seiner Partei der NSDAP ein Ende.

Schon bei den Wahlen am 6. November 1932 hatten die Nationalsozialisten versucht, die Borkener Bevölkerung einzuschüchtern. Die Mitglieder der Nazi-Partei liefen in Uniformen und mit Hakenkreuzbinden über die Straßen. Sie hatten auch ein Messer am Gürtel und manchmal sogar einen Gummiknüppel. Trotz dieses Bildes der Gewalt erkannte man in Borken nicht die wahren Ziele der Nazis. Viele Einwohner dachten nur an die wirtschaftlichen Versprechen, die Hitler gegeben hatte und unterschätzten die politische „Kultur“ der Nationalsozialisten, so wie Hitler sie in *Mein Kampf* beschrieben hatte. Das Erkennen des Schreckens kam erst später nach Borken. Als die Nazis ihre Jugendvereine bildeten, dachten Mitglieder der orthodoxionistischen Jugendbewegung noch an eine Art der Zusammenarbeit. Vor 1935 und dem Erlass der Nürnberger Gesetze war die Situation der Juden nicht wirklich bedrohlich. Auch danach hatten einige Borkener Bürger noch Kontakt zu der jüdischen Bevölkerung. Die Juden versuchten sich den neuen Bedingungen anzupassen.

Nach der Pogromnacht im November 1938

konnte niemand mehr, weder Juden noch Andersgläubige, die Augen verschließen vor den Zielen der Nazis. In Borken gab es für die Übergriffe auf die Juden zu wenig aktive Nazis, die mitmachen wollten. Also musste man sich Verstärkung aus anderen Gemeinden holen. Zuerst richteten diese Gruppen ihren Hass gegen Privathäuser, prügeln wahllos auf Juden ein und verhafteten sie. Sie schlugen auch Schaufenster ein und plünderten Geschäfte. Später zogen sie zur Synagoge. Diese wurde ebenso wie die dazugehörige Schule angezündet. Die Reaktionen der Borkener Bevölkerung waren unterschiedlich. Die meistens schauten weg, oft aus Angst vor den Nazis, die so mit ihren Einschüchterungen Erfolg hatten. Einige we-



■ *In einen Stadtplan trugen die Schüler ihre „Forschungsergebnisse“ ein und erarbeiteten einen Überblick über die jüdischen Familien in Gemen vor dem Holocaust.*

nige Mitbürger kümmerten sich um jüdische Nachbarn und Bekannte.

Nach diesen Erlebnissen verließen viele jüdische Borkener Bürger die Stadt. Einige emigrierten in die USA oder nach England. Die Familie Heymans, deren Mitglieder niederländische Staatsbürger waren, versteckten sich wie viele andere in Holland, was aber nach der Besetzung durch Nazi-Deutschland nicht sicher war.

Die Familie Löwenstein

Emanuel (genannt Emil) Löwenstein wurde am 22. Januar 1865 in Gemen geboren. Er hatte einen Bruder mit dem Namen Oskar und eine Schwester Henriette. Emil Löwenstein und seine Frau Adelheid hatten zwei Kinder, Edgar und Werner. Die Familie hatte ein großes Ansehen in der Gemener Gemeinde und war eine alteingesessene Kaufmanns-

familie. Emil Löwenstein war sowohl finanziell als auch persönlich tatkräftig am Bau der Synagoge beteiligt. Er war im ersten Jahr nach Einweihung der neuen Synagoge in Gemen Synagogenvorsteher.

Der Kaufmann Emil Löwenstein gründete im Jahre 1889 mit seinem Bruder Oskar zusammen ein Textilgeschäft. Man sagte, dass sie sehr großzügig zu den Mitarbeitern waren und ihnen immer Geschenke und ähnliches machten. Doch als die „Arier“ nicht mehr bei den Juden kaufen sollten, lief das Geschäft schlechter. Daher versuchten Mitarbeiter trotzdem Waren an Nachbarn und Freunde zu verkaufen. Am 4. April 1933 wurden die beiden Söhne von Oskar und Emil Löwenstein in Paderborn verhaftet, weil sie SA-Boykottposten fotografiert hätten und verdächtigt wurden, die Bilder ins Ausland bringen zu wollen. Nach einer Verfügung des Reichsanwalts beim Reichsgericht wurden sie aus der Haft entlassen, da keine strafbare Handlung vorläge. Am 8. November 1938 lösten Emil und Oskar ihr Geschäft auf. Die Familie von Emil wanderte am 18. April 1939 über Bremerhaven nach Kuba aus und konnte so den Holocaust überleben.

Edgar hatte einen Adoptivsohn, der Kenneth heißt. Emil starb in Kuba, seine Frau Adele in New York. Edgar und Werner Löwenstein starben in den 1980er Jahren in den USA.

Das Haus der Familie Emil Löwenstein wurde um 1902 erbaut. Dem villenartigen Wohnhaus wurde ein zweigeschossiges Erkertürmchen angebaut. Emil Löwenstein baute ein Einfahrtstor und zudem einen Unterstellraum für ein Auto an das Haus, welches sich noch immer in Gemen – Ahauser Straße 79, damals mit Hausnummer „Gemen 184“ – befindet. Im Keller befand sich vielleicht eine Mikwe (ein jüdisches Bad), wovon heutzutage aber nichts mehr zu sehen ist, da dieser Raum zugeschüttet wurde. Die damalige „Amtskasse Gemen-Weseke“ kaufte der Familie Löwenstein das Haus ab, als sie 1938 nach der Pogromnacht flüchteten. Das Haus wurde ganz offiziell verkauft und übertragen, wurde aber schätzungsweise 30 Prozent unter Wert verkauft. Es wurde danach zu einer Übernachtungsmöglichkeit für Polizisten genutzt. Teilweise lebten fünf Familien in dem Haus. 1966 übernahm der noch bestehende Fahrradhändler Mosemann das Haus. Der jetzige Besitzer Thomas Veith und seine Frau Simone kauften das völlig heruntergekommene Gebäude 1995 auf und investierten viel Zeit und Geld in die Renovierung. Die Fenster sind noch die originalen von damals, die Fußböden mussten nur teilweise ersetzt werden.

Nachfahren der Familie kehrten 1999 zum Haus von Emil Löwenstein zurück. Es waren Marga und Kurt Löwenstein, die in Israel aufgewachsen waren und laut Thomas Veith gegenüber den Deutschen reserviert wirkten. Die Familie hätte sich aber gefreut, dass das Haus noch in Gebrauch war und von Herrn Veith wieder so gut hergerichtet worden ist.

Adalbert Ordowski

Farina Müller stammt aus Gemen und hat schon an verschiedenen Jugendbegegnungen der Adalbertus-Jugend und der Aktion West-Ost teilgenommen. Nach ihrem Abitur entschied sie sich für einen Freiwilligendienst, den sie 2007/2008 in Moldau verbrachte, dem ärmsten Land Europas.

„Moldau“, „Republik Moldau“ oder auch „Moldawien“ klang melodisch – wieso also nicht für einen Freiwilligendienst in dieses in Deutschland doch recht unbekannte Land gehen?

Eine Vorstellung hatte ich von diesem Landstrich mit rund 33.000 Quadratkilometern (etwa die Fläche Nordrhein-Westfalens) kaum. Etwas zwischen Russland und Rumänien, so hatte man mir die Mentalität erklärt. In Russland war ich noch nie gewesen, genauso wenig in Rumänien.

Ein Viertel der 4 Millionen moldauischen Staatsangehörigen lebt und arbeitet im Ausland, am beliebtesten sind Moskau und Italien. Dies ist durch die Sprache zu erklären; die moldauische Sprache ist im Wesentlichen ein Dialekt des Rumänischen, und dieses ist dem Italienischen sehr ähnlich. Russisch spricht ein Großteil der Bevölkerung, unter anderem weil die Minderheiten aus Russland und der Ukraine groß sind und die Bevölkerung interessanterweise noch sehr daran gewöhnt ist, in der Öffentlichkeit, beim Einkaufen, in der Stadt die russische Sprache zu verwenden. So wie es zu Sowjetzeiten einst üblich war.

Die aktuelle Regierung besteht größtenteils aus korrupten ehemaligen Sowjetfunktionären, wobei die Korruption hier vieles bestimmt, unter anderem auch das Bildungs- und das Gesundheitssystem. Die Republik dürfte durch den Georgienkrieg wieder ein bisschen an Aufmerksamkeit gewonnen haben. „Transnistrien“, eine kleine Region innerhalb der Republik Moldau hält sich für



■ Farina Müller mit ihrer „besten Freundin“, Tanta Ioanna.

einen autonomen Staat, wird international jedoch nicht anerkannt, ähnlich wie Abchasien oder Südossetien, die von dort angesiedelten Russen geprägt sind.

Für die Sowjetunion war die Republik Moldau ein wichtiger Lebensmittelproduzent. Viele alte Menschen schwärmten mir vor, dass die Region wohl den besten Boden der Welt habe. So jedenfalls wurde das Land aus Russland gerühmt. Auch heute noch wird viel Landwirtschaft betrieben, bekannt ist auch der Weinanbau. Jedoch ist er lange nicht mehr so ertragreich, und beim Export kann Moldau nicht mehr mithalten.

Viele Moldauer leben in kleinen Dörfern von Subsistenzwirtschaft (*Anmerkung der Redaktion: bäuerliche Wirtschaft, die primär für den Eigenbedarf gedacht ist*) ohne fließendes Wasser und Gas, wo wenige Male am Tag ein Bus in die Stadt fährt. Im Winter werden Holzöfen in den kleinen Stuben der selbstgebauten Häuschen zum Kochen und zum Heizen genutzt. Im Sommer müssen der Mais und die Bohnen geerntet werden. Alles wird mit Hand bestellt, meist allein von den Alten, die in den Dörfern zurückbleiben. Gerne bin ich mit meinem Gastgeber zu seinen Eltern aufs Dorf gefahren. Dort

haben wir dann den Tag lang um kleine Maispflänzchen herum den Boden gehackt, um sie von Unkraut zu befreien. In Deutschland war mir nie bewusst, dass es eine von vielen Arbeiten ist, die sich auch ohne Mähdrescher machen lässt.

Ein Großteil der Menschen lebt von den Einnahmen der Eltern, Kinder oder anderer Verwandter aus dem Ausland, da sich fast nur dort Geld verdienen lässt. Dann können sich Familien ein stattliches Haus leisten, wobei es aus Geldmangel oft ohne Einrichtung bleibt.

Viele Kinder wachsen ohne ihre Eltern auf, weil diese im Ausland arbeiten und bestenfalls ein paar Wochen im Jahr heimkommen. Während meines Freiwilligendienstes sollte ich mich um gerade diese Kinder kümmern. In einem kleinen Haus konnten sich Grundschul Kinder außerhalb der Schule beschäftigen, in Ruhe Hausaufgaben machen und spielen. Die Kinder leben oft mit Verwandten, Großeltern oder auch Freunden der Eltern, bekommen zumeist wenig Zuneigung und leiden sehr darunter.

Neben der Arbeit im Zentrum für Kinder bekam ich noch die Möglichkeit, meine Zeit bei einer allein erziehenden Mutter mit ihren schwerst und mehrfach behinderten Kindern zu verbringen. Sie war eine von vielen, die mir gezeigt hat, dass man nicht so schnell aufgeben sollte, wie schwierig die Situation auch sei. Normal ist es keineswegs, wenn Eltern mit ihren behinderten Kindern auf die Straße gehen, lieber werden diese versteckt und geheim gehalten. Davon ließ sich die junge Mutter kaum beeinflussen. Auch wenn ich mit den beiden im Kinderwagen unterwegs war, erlebte ich interessante Reaktionen. Die ein oder andere alte Frau begann zu weinen, die meisten starrten uns einfach an.

In einer Gastfamilie lebend, lernte ich relativ schnell die rumänische Sprache. Und

■ *Weihnachten im Zentrum für Kinder, in dem Farina arbeitete. Sie steht hinten links mit Fellkapuze.*

Zahlen zur Republik Moldau

Fläche: 33.800 km²

(D: 357.093 km²; PL: 312.685 km²)

Einwohner: 4,2 Mill.

(D: 82,5 Mill; PL: 38,2 Mill.)

Hauptstadt: Chişinău (658.300 Einw.)

BIP pro Kopf 2005: 930 \$

(D: 30.690 \$; PL: 7.160 \$)

Erwerbstätige in der Landwirtschaft:

49 % (D: 3 %; PL: 19 %)

BIP-Anteil der Landwirtschaft: 28 %

(D: 1 %; PL: 4 %)

Säuglings- u. Kindersterblichkeit 2000:

5 % (D: 1 %; PL: 2 %)

Lebenserwartung 2000: 68 Jahre

(D: 77 J.; PL: 73 J.)

Quelle: Fischer Weltatmanach





■ **Gemüse und Wein gibt es reichlich, rühmen die Moldauer ihren Boden doch als den besten der Welt.**

sche zu nehmen, Wasser zu holen, es auf dem Herd aufzuwärmen, um mich später in einem Eimer stehend damit zu übergießen. Es lebt sich anders und ruhiger ohne fließendes Was-

gleich nach ein paar Tagen sollte ich einer 14-jährigen Analphabetin Computer-Unterricht geben. Wer hier wem mehr geholfen hat, sei dahin gestellt, viel Spaß hatten wir jedenfalls dabei. Die Bewohner der Kleinstadt, die für ein Jahr meine Heimat sein sollte, waren Ausländer nicht gewohnt. Obwohl hier fast 30.000 Menschen lebten, kam ich mir vor wie in einem Dorf. Die meisten meiner Bekannten hatten auch hier kein fließendes Wasser, das eigene Gemüse im Garten und das Plumpsklo sowieso. Mit Gastfreundschaft und Interesse wurde ich in vielen Haushalten empfangen, begeistert davon, eine Deutsche zu treffen und mit dieser auch noch kommunizieren zu können. Sofort musste gutes Essen her, z.B. das Nationalgericht Mamaliga, gekocht aus Maismehl. Nicht zu vergessen auch der hausgemachte Wein.

Unerwartet problemlos konnte ich mich an vieles gewöhnen, z. B. statt schnell eine Du-

■ **Zu Gast bei einer Nachbarin, die die Decken und Kissen im Hintergrund selbst bestickt hat.**



ser. Und diesen fehlenden Komfort gibt es nicht nur in Afrika, sondern auch bei uns in Europa und bei Minustemperaturen und viel Schnee.

Moldau ist ein Land der Gegensätze, zeitweise hat mich der Pessimismus der Bevölkerung verrückt gemacht. Aber ich wusste auch im Gegensatz zu all meinen Bekannten und Freunden dort, dass ich aus diesem Land (wieder) herauskomme. Ganz nach dem Motto „War eine schöne Erfahrung“ sollte mein Aufenthalt dort nach einem Jahr zu Ende sein. Ein Moldauer jedoch hat diese Aussicht nicht, und da in der Politik nicht viel passiert, das Geld nur weniger wird, sind gewisse Ansichten verständlich. Der Liebblingssatz aller scheint mir folgender zu sein „Ce sa facem“, was so viel bedeutet wie „was sollen/können wir schon machen“...

Diese kleine Republik mit ihren lieben Omis, die an den Straßenrändern Sachen verkaufen, den Kindern, die den ganzen Tag irgendwo herumlaufen und immer wieder etwas Neues entdecken, habe ich jedenfalls ins Herz geschlossen wie wenig andere Dinge.

Farina Müller

Polenforschung braucht ein Gesicht! Mit dieser eindeutigen Aufforderung ging die Erste Tagung Deutsche Polenforschung zu Ende. Vom 26. bis zum 28. Februar 2009 hatten sich in Darmstadt knapp 250 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler getroffen, um bestehende Kontakte zu vertiefen oder sich überhaupt einander kennen zu lernen. Aus der oft disziplinären Vereinzelung herausgeholt, stellte sich bei vielen Teilnehmern ein deutlicher Aha-Effekt ein: Sind wir wirklich so viele, die sich mit Polen befassen?

Tatsächlich braucht sich die deutsche Polenforschung nicht mehr zu verstecken. Das ist ein überraschender Befund, berücksichtigt man die Tatsache, dass sie anders als viele andere Regionalstudien keine institutionellen Zentren besitzt. Während für die Erforschung Frankreichs, Spaniens oder der USA oft mehrere Institutionen bestehen, stand Deutschlands zweitgrößter Nachbar bislang im Schatten. Auch das Deutsche Polen-Institut konnte mit seiner spezifischen Aufgabenstellung diese Rolle in der Vergangenheit nicht ausfüllen. Umso erstaunlicher und erfreulicher war, dass sich an der Darmstädter Konferenz zahlreiche jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der unterschiedlichsten Disziplinen beteiligten, die sich in ihrer Arbeit mit

Seit etwas mehr als einem Jahr steht Stephan Erb als Geschäftsführer an der Spitze des Deutsch-Polnischen Jugendwerks (DPJW). Zeit für das **adalbertusforum**, einmal das Gespräch mit ihm zu suchen.

adalbertusforum: *Wie fällt denn die Bilanz deines ersten Jahres als Geschäftsführer aus?*

Stephan Erb: Das ist mit einem Satz schwer zu beantworten. Es ist auf jeden Fall herausfordernd, abwechslungsreich und macht zumeist viel Freude.

adalbertusforum: *Sortieren wir mal ein bisschen. Herausfordernd?*

Stephan Erb: Der Aufgabenbereich ist sehr differenziert. Dazu gehören Verwaltung, Eigenveranstaltungen, Gremienarbeit, politische Lobbyarbeit, Öffentlichkeitsarbeit und vieles mehr. Zum Glück gibt es ein erfahrenes Team im Jugendwerk und eine gute und enge Zusammenarbeit mit meinem polnischen Kollegen Paweł Moras.

adalbertusforum: *Wie viel deines Engagements für Ostmitteleuropa kannst du denn in deine Arbeit einbringen?*

Stephan Erb: Eine ganze Menge. Es ist sehr hilfreich, wenn man praktische Erfahrung aus dem Bereich mitbringt. Ich habe als pädagogischer Mitarbeiter in der Jugendbegegnungsstätte Kreisau in den 1990er Jahren viele deutsch-polnische Begegnungen organisiert und damals selbst Förderanträge an das DPJW gestellt.

adalbertusforum: *Es erschwert also nicht deine Aufgabe als Entscheider, dass du die Basisarbeit so gut kennst?*

Stephan Erb: Nein im Gegenteil. Und die meisten meiner Kolleginnen und Kollegen im Jugendwerk haben ähnliche praktische Er-

Erste Tagung – Deutsche Polenforschung

Ein Erfolg für die Vernetzung

Polen und den deutsch-polnischen Beziehungen beschäftigen.

Konzentriert auf das Rahmenthema „Migrationen und Transfers“, wurden in Darmstadt an zwei Tagen rund 60 Vorträge gehalten. Es gab Diskussionen, Buch- und Projektpräsentationen, einen Markt der Institutionen und Verlage und jede Menge Gelegenheit für Gespräche zwischendurch.



Immer wieder ein Thema war die Bedeutung von Polenforschung und deren künftige Entwicklung. Dabei kristallisierte sich heraus, dass ein Zentrum der Polenforschung für ihre „Sichtbarkeit“ von großer Bedeutung wäre, insbesondere um in der breiteren Öffentlichkeit Polens wie Deutschlands Interesse zu erwecken, politischen Forderungen nach einer Beseitigung der „Asymmetrie der Wahrnehmungen“ in den deutsch-polnischen Beziehungen entgegenzukommen, junge Menschen für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Polen zu gewinnen und systematisch weniger erforschte Gebiete aus Geschichte und Gegenwart Polens und der deutsch-polnischen Beziehungen aufzuarbeiten.

■ **Prof. Rita Süßmuth, Präsidentin des Deutschen Polen-Instituts (DPI); Andrzej Kaczorowski, Generalkonsul der Republik Polen in Köln; Doris Ahnen, Kultusministerin Rheinland-Pfalz; Prof. Dieter Bingen, Direktor des DPI.**

Doch auch weitere Möglichkeiten einer engeren Vernetzung der vielen Polenforscher wurden diskutiert. Dazu zählt sicherlich die Einrichtung eines Internetportals zur Polenforschung, das neben Veranstaltungshinweisen und Rezensionen auch weitere Ressourcen (Lehrmaterialien, Linklisten usw.) bereitstellen könnte. Das Deutsche Polen-Institut wird mit seinen Kooperationspartnern nicht nur diese Frage weiter beratschlagen, sondern sich bemühen, in spätestens drei Jahren eine Zweite Tagung Deutsche Polenforschung zu organisieren.

Die Erste Tagung Deutsche Polenforschung wurde vom Deutschen Polen-Institut gemeinsam mit dem Herder-Institut Marburg, dem Gießener Zentrum Östliches Europa an der Universität Gießen und dem Institut für Slawistik an der Universität Mainz veranstaltet. Projektpartner war die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit. Gefördert wurde die Tagung im Wissenschafts- und Kongresszentrum „Darmstadtium“ außerdem von der Deutschen Bank A.G., der HSE-Stiftung sowie der Fazit-Stiftung. **Peter-Oliver Loew**

„Wir fördern jährlich 3.600 Begegnungen mit 130.000 Jugendlichen“

fahrungen. Dem Anspruch, den wir an die Projekte stellen, wollen wir auch als Organisation gerecht werden. In den beiden Büros in Potsdam und Warschau arbeiten Deutsche und Polen zusammen. Beide Sprachen sind gleichberechtigt. Die meisten Mitarbeiter sind zweisprachig. Das Binationale zieht sich auch durch all unsere Strukturen und Gremien.

adalbertusforum: Was sicherlich einen hohen Kommunikations- und Mobilitätsaufwand erfordert...

Stephan Erb: Übers Jahr gesehen kommt schon eine ganze Reihe von Reisetagen zusammen. Aber die moderne Technik erleichtert die Arbeit auch. Wenn ich mit meinem polnischen Kollegen in Warschau sprechen möchte, verabreden wir uns eben auch mal zu einer Videokonferenz.

adalbertusforum: Kannst du als Geschäftsführer des DPJW denn die Einrichtungen, die Anträge auf finanzielle Unterstützung stellen, beraten?

Stephan Erb: Ja, wir haben im Grunde genommen zwei Aufgabenschwerpunkte: Das ist erstens die finanzielle Förderung von deutsch-polnischen Jugendbegegnungen. Wir haben aber auch eine Koordinierungsfunktion: Wir unterstützen und beraten Organisatoren deutsch-polnischer Projekte durch Konferenzen, Fortbildungen und Publikationen.

adalbertusforum: Die deutsch-polnischen Beziehungen haben ja ein wenig durch die

■ **Stephan Erb zieht nach einem Jahr als Geschäftsführer des Deutsch-Polnischen Jugendwerks Bilanz.**



politische Diskussion um die geplante Dokumentationsstätte Zentrum gegen Vertreibungen und die Person Erika Steinbach gelitten. Hat das deine Arbeit beeinflusst?

Stephan Erb: Praktisch hat der Konflikt keine Auswirkungen gehabt. Bei all den aktuellen politischen Diskussionen um das deutsch-polnische Verhältnis lassen sich deutsche und polnische Jugendliche Gott sei Dank nicht davon abhalten, einander zu begegnen. Außerdem unterstützen wir ausdrücklich Projekte, in denen sich junge Deutsche und Polen mit ihrer gemeinsamen Geschichte befassen. 2009 ist ein Jahr der Erinnerungstage: 1939 – der deutsche Überfall auf Polen; 1944 – der Warschauer Aufstand; 1949 – die Gründung der Bundesrepublik; 1989 – die ersten freien Wahlen in Polen und der Fall der Mauer. Unser Deutsch-Polnischer Jugendpreis steht daher in diesem Jahr unter dem Thema „Erinnerung bewahren“. Die gelungensten Projekte werden wir prämiieren. Unabhängig davon fördern wir aber auch Theaterwerkstätten, Sport, berufliche Praktika, ökologische Kooperationen und vieles mehr.



adalbertusforum: Die politischen Rahmenbedingungen sind also nicht enger geworden...

Stephan Erb: Nein, nach manchen Schwierigkeiten in den vergangenen Jahren sind sie jetzt sehr gut. Und es gibt nach wie vor eine große Nachfrage aus beiden Ländern. Um nur zwei Zahlen zu nennen: Wir fördern jedes Jahr rund 3.600 Begegnungen, an denen mehr als 130.000 Jugendliche aus beiden Ländern teilnehmen.

adalbertusforum: Wagst du einen Ausblick in die Zukunft des DPJW?

Stephan Erb: Wir hoffen, dass die politischen Rahmenbedingungen so günstig bleiben und dass beide Regierungen ihre finanziellen Beiträge im kommenden Jahr aufstocken. Einige der Themen, die wir uns vorgenommen haben, sind die stärkere Einbindung benachteiligter Jugendlicher, Projekte der grenzüberschreitenden beruflichen Bildung, die Kooperation mit den östlichen Anrainerstaaaten der EU, z. B. der Ukraine. Und wir müssen uns auch der Qualifizierung der deutsch-polnischen Begegnung und der Nachwuchsförderung widmen. Denn trotz der guten Strukturen, die in den letzten Jahren aufgebaut wurden, mit Hunderten von Schul- und Städtepartnerschaften, sind es doch die Einzelpersonen, die mit ihrem Engagement – zumeist ehrenamtlich – die deutsch-polnischen Beziehungen mit Leben erfüllen.

Das Gespräch führte Arndt Brede.

Bernd Böttcher ist neuer Geschäftsführer der Aktion West-Ost im BDKJ

„Es kommt ganz drauf an, was du draus machst“, sagten mir Bekannte, als ich mich bei ihnen erkundigte, wie die Arbeit bei der Aktion West-Ost aussehen kann. Über zwei Jahre hinweg hatte ihr nun Steffen Hauff einen Charakter gegeben, der der doch recht abstrakten Vorstellung eines Dachverbandes ein Gesicht verlieh. Mit den vielen anderen Aktiven hatte er hier Projekte entwickelt und die Arbeit des Vereins dadurch sehr geprägt. Es ist nicht leicht, an solch eine Stelle und in diese Nachfolge zu treten. Als Geschäftsführer leistet man seine Arbeit hier ja in großer Selbstständigkeit und mit viel Eigenverantwortung.

Nach den ersten Wochen hier bin ich noch nicht ganz in der Lage, die Möglichkeiten und Chancen einzuschätzen, die sich mir bei der Aktion West-Ost bieten. Denn eigentlich sind die Zusammenhänge, aus denen ich zum Verein gestoßen bin, andere als ich sie hier vorfinde. Und doch entdecke ich viele Verbindungen und alte Bekannte, denen ich

mir hier besonders an, da es weniger exotisch wirkte als andere Länder. Die Hemmschwelle, ins Ausland zu gehen, war für mich hier viel geringer, als es das beim westlichen Ausland gewesen wäre. Sprachkenntnisse waren nicht ausschlaggebend und ein wirkliches Wissen über das Nachbarland hatte ich nicht – also auch keine negativen Vorstellungen.

Mit der Zeit in Kreisau änderte sich meine Einstellung zu diesem europäischen Osten schlagartig: Ein tolles Gefühl von Freiheit und Abenteuer erfüllte mich, und ich kam auf den Geschmack des Reisens in Regionen, die Freunde und Bekannte zu Hause als recht exotisch oder gar gefährlich empfanden. Und während der Jahre war dies immer eine der stärksten Motivationen, sich in Mittel- und Osteuropa umzusehen: ein ganz anderes Gefühl des Reisens und des Unterwegsseins.

Die Zeit in Polen und die Sprache, die ich dort lernte, ließen mich anschließend ein Studium an der deutsch-polnischen Grenze in Frankfurt (Oder) und Słubice aufnehmen. Nicht zuletzt hatte auch Ostbrandenburg etwas Abenteuerliches und Wild-Unentdecktes. Man traf hier schnell auf Gleichgesinnte und wirkt bis heute manchmal als Exot. An der Viadrina studierte ich Kulturwissenschaften mit

den Schwerpunkten zu Geschichte und Literatur Mittel- und Osteuropas. Mit einer Diplomarbeit über literarische Utopien bei Stanisław Lem schloss ich hier 2004, absolvierte zuvor aber noch ein Auslandsstudium, das mich 2000/01 nach Warschau geführt hatte. In den Hörsälen der Universität hielt ich es dort aber nur ein Semester aus, den Rest meiner Zeit an der Weichsel war ich für verschiedene Stiftungen und Verlage tätig, etwa das Zentrum Kartä oder die Stiftung für deutsch-polnische Aussöhnung. Zur gleichen Zeit blieb ich dem Freiwilligendienst als einer geistigen Lebensform treu und gründete mit Freunden und Mitstreit-



tern 2000/01 das Freiwilligenetzwerk Horizont – einen Verein, der ab 2001 eine Vielzahl von grenzüberschreitenden Begegnungen und Projekten umgesetzt hat und deutsche und polnische Auslandsfreiwillige auch nach ihrem Dienst zusammenbringen und zu Projektarbeit ermutigen will.

Grenzüberschreitende Projektarbeit hatte ich – vor allem während meines Studiums – aus diesem Zusammenhang heraus begriffen. Die Aktion West-Ost macht Ähnliches: Auch sie will Jugendliche ermuntern, sich in ihrer Freizeit für einen horizontweiternden Austausch mit Jugendlichen in anderen Ländern – vor allem aber Polen, Tschechien, der Slowakei und dem Baltikum – zu engagieren. Den spirituellen Hintergrund jedoch, der als ganz wichtiges Element die Arbeit des Vereins besonders prägt, hatte ich bislang nur am Rande in Projekten umgesetzt. Das wird für mich die deutlichste Änderung im Zugang zu dieser Form des grenzüberschreitenden Austauschs sein.

Als weiteren Schritt in der Erkundung unserer östlichen Nachbarn war ich bis letzten August als Robert-Bosch-Kulturmanager in der Ukraine und leitete die Programmabteilung des Bukowina Zentrums an der Universität Czernowitz/Černivtsi. Ich kann sagen, bei diesem Fortbildungsprogramm der Robert Bosch Stiftung die notwendigen beruflichen Erfahrungen gesammelt zu haben, um Projektmanagement im nötigen professionellen Umfang zu betreiben.

Die früher österreichische, später rumänische und dann sowjetische Stadt am Pruth zieht bis heute viele Besucher auch aus dem Westen Europas an. Die meisten von ihnen befinden sich auf den Spuren der deutschsprachigen Vergangenheit der Stadt und kommen so recht schnell mit dem Bukowina-Zentrum in Kontakt, das für sein Kultur- und Forschungszentrum bekannt ist. Für das Auswärtige Amt und die Robert Bosch Stiftung lag es also nahe, gerade hier eine Stelle



■ Das Jugendhaus in Düsseldorf, Sitz der Aktion West-Ost.

schon einmal begegnet bin. Auch wenn ich die Aktion West-Ost und ihre Projekte bislang nur von Ferne kannte, ist mir der Verband doch als Akteur im Jugendaustausch Deutschlands mit Mittel- und Osteuropa durchaus vertraut. In diesem Bereich bin ich ja schon seit einigen Jahren aktiv.

Meine positive Beziehung zu Polen – und damit überhaupt zu allen Ländern und Kulturen, die östlich der Oder liegen – begann mit einem Freiwilligendienst in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Kreisau/Krzyżowa, den ich 1996, direkt nach der Schule, antrat. Obwohl aus Dresden gebürtig, hat es mich vorher nie weiter über die Grenzen in Richtung Polen, Tschechien oder darüber hinaus gezogen. Doch als ich auf der Suche nach Möglichkeiten war, meinen Zivildienst zu machen, stieß ich auf Angebote, ins Ausland zu gehen. Polen bot sich

den Schwerpunkten zu Geschichte und Literatur Mittel- und Osteuropas. Mit einer Diplomarbeit über literarische Utopien bei Stanisław Lem schloss ich hier 2004, absolvierte zuvor aber noch ein Auslandsstudium, das mich 2000/01 nach Warschau geführt hatte. In den Hörsälen der Universität hielt ich es dort aber nur ein Semester aus, den Rest meiner Zeit an der Weichsel war ich für verschiedene Stiftungen und Verlage tätig, etwa das Zentrum Kartä oder die Stiftung für deutsch-polnische Aussöhnung. Zur gleichen Zeit blieb ich dem Freiwilligendienst als einer geistigen Lebensform treu und gründete mit Freunden und Mitstreit-



■ Universität in Czernowitz/Černivtsi.

für den deutsch-ukrainischen Kulturaustausch einzurichten. Für mich persönlich war es aber besonders spannend, den vielleicht eher nostalgisch motivierten Besuchern aus dem Westen die lebendige heutige Stadt zu öffnen, die mich vom ersten Moment an faszinierte. Vor allem jedoch war ich für die Menschen vor Ort jemand, der für neue und andersartige Dinge im Kulturleben der Stadt stand.

Drei Jahre lang organisierte ich in Czernowitz Konzerte und Ausstellungen, bot Workshops und Informationsveranstaltungen an oder war Gastgeber vorrangig deutscher Künstler und Musiker bzw. Partner für international agierende Institutionen aus verschiedenen Ländern. Doch auch bei dieser Arbeit, die sich von der Bezeichnung her als Kunst- und Kulturaustausch versteht, habe ich verstärkt auf politische Bildung, Jugendaustausch und Information gesetzt. Meine Zielgruppe waren dabei vor allem Studenten und Jugendliche, die durch unterschiedliche Bildungsangebote unseres Zentrums an eine thematische Auseinandersetzung mit Deutschland und an Überlegungen zur politischen Mitbestimmung in ihrem Land herangeführt wurden.

Nach einem kurzen Intermezzo in Berlin bin ich nun ganz weit im Westen, am Rhein, angekommen. Anders als der Osten Europas ist mir Deutschlands Westen eher weniger vertraut. Doch viele Erfahrungen der letzten Jahre denke ich, hier nun bündeln und in einem für mich neuen Arbeitsfeld anwenden zu können. Gerade bei den Projekten der Aktion West-Ost geht es um Partizipation und Integration, um eine aktive Entwicklung interessanter und gemeinsamer Austauschprojekte. Die Geschäftsstelle, der ich seit 1. April vorstehe, wirkt dabei als Koordinationshilfe und Dienstleister für Aktive und Mitgliedsverbände. Doch nicht nur einzelne Aktivitäten, also die Angebote für Vereine und Mitglieder, sehe ich für mich als wesentlichen Teil der Aufgaben hier. Vor allem auch die Situierung der Aktion West-Ost als Mitgliedsverband im BDKJ hier im Haus der deutschen katholischen Jugendarbeit sehe ich als einen besonderen Vorteil der Stelle. Vieles trifft zusammen und ich kann versuchen, die Interessen der in unseren Mitgliedsverbänden engagierten Jugendlichen gegenüber Geldgebern und zentralen Stellen zu vertreten. Projektarbeit und Repräsentationsfunktionen in den Verbänden kommen in dieser Geschäftsstelle also zusammen.

Meine zukünftige Arbeit kann ich mir also sehr spannend vorstellen. Wichtig ist mir bei allem aber auch der Kontakt zu Menschen, für die wir da sind. Das ist bei den anstehenden Aufgaben wohl kein zu unterschätzender Punkt – ist es mir doch immer sehr wichtig zu wissen, für wen und mit wem ich arbeite. Ich hoffe daher, recht schnell möglichst viele Menschen in der und um die Aktion West-Ost kennen zu lernen. Darauf und auf gemeinsame Projekte freue ich mich sehr.

Bernd Böttcher

Rückblick und Bilanz

Nach über zwei Jahren als Geschäftsführer der Aktion West-Ost habe ich mich nun seit Ende März in neue berufliche Herausforderungen gewagt und dies zum Anlass genommen, die Zeit, die Projekte und die Aufgaben bei der Aktion West-Ost Revue passieren zu lassen. Da ich mich dem Adalbertus-Werk e.V. und der Adalbertus-Jugend in besonderer Weise nahe gefühlt habe und die Gementreffen zweimal sehr genossen habe, möchte ich die Leserinnen und Leser des *adalbertusforums* gerne an meine Erinnerungen teilhaben lassen.

Gestartet bin ich im Februar 2007, oder genauer gesagt, schon im Januar 2007 bei einem Vorbereitungswochenende für die große deutsch-polnisch-ukrainische Projektfahrt in die Ukraine zum Thema Kinderrechte. Es war sehr spannend, aber natürlich auch gar nicht so leicht, in ein Projekt einzusteigen, das bereits über ein weitgehend fertiges Konzept und ein festes Organisationsteam verfügte, und so musste ich erst einmal meinen Platz finden. Der alltägliche Arbeitsplatz im Büro im Jugendhaus Düsseldorf gestaltete sich im Vergleich zur Projektarbeit eher einsam, und so stand für mich sehr schnell fest: Ich brauche Verstärkung. Dies gelang zunächst durch die Praktikanten Veronika Patková und Pirmin Hauck und seit Oktober 2008 auch mit der Europäischen Freiwilligen Alicja Kędziarska, die mit mir nicht nur die Schreibtische teilten, sondern auch Düsseldorf und Umgebung erforschten.

Fachbücher raten Berufsanfängern, sich ihren Arbeitsplatz den entsprechenden Bedürfnissen anzupassen, und obwohl ich damals kaum etwas über derlei Tipps wusste, war es genau so. Mit Einverständnis des Vorstandes schaffte ich einen neuen Computer an, stellte die Buchhaltung auf Online-Banking um und arbeitete mich in die Grundlagen der alltäglichen Büroadministration, Kommunikation und des Antragwesens ein.

„Professionalisierung ehrenamtlichen Engagements und Ausbau der Öffentlichkeitsarbeit“ sind zwar Schlagwörter, die modisch und inflationär geworden sind, doch waren sie mir inhaltlich ein großes Anliegen. Ich konnte hierbei an viele Grundlagen meiner Vorgängerin Karin Ziaja anknüpfen. So ent-

Steffen Hauff über seine Zeit als Geschäftsführer der Aktion West-Ost

stand auch auf Grundlage eines Führerscheins für Jugendleiter/-innen bei internationalen Jugendbegegnungen unter der Mitarbeit zahlreicher erfahrener West-Ostler/-innen die deutsch-polnisch-tschechisch-russisch-sprachige Arbeitshilfe EuroBridge, die Jugendleiter/-innen eine Stütze bei praktischen Fragen des internationalen Projektmanagements sein soll. Sie setzte den Erfolg der Spielesammlung EuroGames fort und hat sicherlich den Ruf der Aktion West-



■ Steffen Hauff bei der Vorstellung des Panda-Projekts.

Ost als „Osteuropa-Spezialisten-Verband“ weiter gestärkt. Noch im März dieses Jahres konnte ich mit Adalbert Ordowski die Publikation EuroGames Deutsch-Russisch in den Druck geben. Ich bin sicher, dass auch diese Publikation ein Erfolg wird, und mit russischsprachiger Fachliteratur für die Jugendarbeit erschließen sich weitere Möglichkeiten für das Engagement vieler (Partner-)Organisationen in Russland, Belarus und der Ukraine.

Wer wie die Aktion West-Ost und deren Mitgliedsverbände eine hervorragende Jugendarbeit leistet, der braucht sich damit gar nicht zu verstecken, und so war es mir ein großes Anliegen, den Webauftritt der Aktion West-Ost ästhetisch ansprechender zu gestalten und mehr Ehrenamtliche an der Öffentlich-

keitsarbeit teilhaben zu lassen, indem sie selbst Texte und Bilder online stellen. Die technische Lösung des Problems war ein Content Management System, und auch hier wurden wieder mit viel ehrenamtlichem Elan, Phantasie und hauptamtlicher Beharrlichkeit tolle Ergebnisse erzielt. Die aktuelle Berichterstattung, Veranstaltungskalender, Umfragen, der Webshop sowie zahlreiche Aktivitäten auf und mit der Webseite www.aktion-west-ost.de sind ein guter Beweis dafür.

Am vielseitigsten und buntesten war für mich die Projektarbeit bei der Aktion West-Ost. Das deutsch-polnisch-belarussische Spielplatzbauprojekt Panda war eine große Herausforderung und zeigte, dass trotz der intensiven Vorbereitungsmaßnahmen die Projektarbeit vor Ort viel Improvisation, Flexibilität und Geduld erfordert. Die Stimmung in der internationalen Gruppe und die Freude der Kinder bei der Einweihung des Abenteuerspielplatzes entschädigten aber für einige graue Haare. Ich bin nach den trinationalen Begegnungen 2007 und 2008 noch stärker davon überzeugt, dass die Erweiterung der „traditionellen“ Projekt- und Begegnungspartnerschaften mit Polen bzw. Tschechien um weitere östliche Partnerländer eine große Chance bietet. Länder wie Belarus oder die Ukraine, die nicht im EU-Klub sitzen, sind nicht nur höchst attraktive Partnerländer für Begegnungen und Austausch. Sie sind nun östlich einer neuen Grenze und hier kann die Aktion West-Ost als erfahrene „Brückenbauerin“ viel bewegen. Das Spielplatzbauprojekt 2009 in der Nähe von Minsk in Belarus wird sicherlich wieder eine dieser wichtigen Brücken werden.

Ich möchte nun zum Ende meiner Reflexion noch einen Blick in die Zukunft wagen. Zunächst freue ich mich sehr, dass ich die Geschäfte im Büro der Aktion West-Ost an Bernd Böttcher übergeben konnte, mit dem ich bereits in der Vergangenheit ehrenamtlich erfolgreich zusammengearbeitet hatte, und der mit seinen vielfältigen Fähigkeiten und Erfahrungen ein großer Gewinn für die Aktion West-Ost ist. Mittelfristig wird die Aktion West-Ost sich sicherlich verstärkt um die Gewinnung neuer Mitgliedergruppen bemühen müssen. Erste Schritte, russlanddeutsche Spätaussiedler zu gewinnen, habe ich noch mitgestaltet. Eine zweite Gruppe, in der ich großes Potenzial und viel Motivation sehe, sind aktuelle und ehemalige europäische Freiwillige in und aus Osteuropa. Es wäre sicherlich von beiderseitigem Vorteil, wenn die Aktion West-Ost ihnen in der Zeit nach dem Freiwilligendienst eine Plattform für weiteres Engagement im internationalen Austausch bieten würde.

Ich möchte mich bei allen bedanken, mit denen ich in den letzten Jahren in der Aktion West-Ost zusammenarbeiten, feiern, sägen, basteln, tanzen, diskutieren, beten, planen und telefonieren durfte. Ich würde mich freuen, einige von Euch/Ihnen auch dieses Jahr wieder in Gemen zu treffen! **Steffen Hauff**

Der „Radierer von Danzig“

Bis zum 28. Juni 2009 zeigte das Westpreußische Landesmuseum in Münster-Wolbeck eine Ausstellung mit Grafiken von Berthold Franz Hellingrath.

1877 in Elbing geboren, zog Hellingrath mit seinen Eltern 1882 nach Danzig, wo der Künstler bis zu seiner Berufung als Dozent an die Technische Hochschule in Hannover im Jahr 1925 lebte. In Hannover lehrte er Architekturmalerei, Proportionslehre, Freihandzeichnen für Bauingenieure, Landschaftszeichnen und Aquarellmalerei. Am 15. Februar 1954 starb er an den Folgen eines Verkehrsunfalls in Hannover.

Seinen ersten Malunterricht erhielt Hellingrath auf der Königlichen Kunstschule in Danzig bei Professor Wilhelm August Stryowski (1834–1917). Ab 1904 setzte er seine Studien an den Hochschulen in München und Dresden fort. In Dresden lernte er die Kunst der Radierung kennen, die zu seinem wichtigsten künstlerischen Medium werden sollte. Vor allem seine radierten Stadtansichten – vornehmlich von Danzig, aber auch von Städten wie Thorn, Graudenz, Zoppot oder Dirschau – brachten ihm große Anerkennung und begründeten seinen Ruf als „Radierer von Danzig“. Von 1904 bis 1924 entstanden die meis-



ten der qualitativsten Radierungen, von denen viele in der Ausstellung zu sehen waren. Es gibt einen ausgezeichneten Katalog zum Preis von 22 Euro beim Westpreußischen Landesmuseum, Am Steintor 5, 48167 Münster-Wolbeck, Tel. (0 25 06) 8 10 12-0, www.westpreussisches-landesmuseum.de

Deutsche und Polen – 1. 9. 1939 – Abgründe und Hoffnungen

Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 28. Mai 2009 bis 6. September 2009

Mit dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 begann der von der nationalsozialistischen Führung seit langem geplante Angriffskrieg um „Lebensraum im Osten“. Rund 50 Millionen Menschen verloren während des Zweiten Weltkriegs in Europa ihr Leben. Anlässlich des 70. Jahrestags widmet sich das Deutsche Historische Museum dem Thema der wechselhaften Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Die Darstellung reicht im ersten Teil der Ausstellung von den drei Teilungen Polens im ausgehenden 18. Jahrhundert über die deutsche Polenbegeisterung im Vormärz und das schwierige deutsch-polnische Verhältnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Tief-



punkt der Beziehungen: dem deutschen Überfall auf Polen, der den Beginn einer blutigen Besatzungspolitik gegenüber dem unterdrückten Land bedeutete und schließlich zur „Westverschiebung Polens“ und zur gewaltsamen Vertreibung der deutschen Bevölkerung

aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße führte. Im weiteren Verlauf der Ausstellung werden die deutsch-polnischen Beziehungen in der DDR und der Bundesrepublik in der Zeit des Kalten Krieges und in der sich anschließenden Zeit der Entspannungspolitik thematisiert. Den Abschluss bildet die Darstellung der Beziehungen zwischen Deutschland und Polen als Partnerländer in der Europäischen Union. Weitere Informationen unter www.dhm.de

Ausstellungsort: Deutsches Historisches Museum, Ausstellungshalle von I. M. Pei, Unter den Linden, Hinter dem Zeughaus, 10117 Berlin. Öffnungszeiten: Täglich 10 bis 18 Uhr. Weitere Informationen: www.dhm.de



München, im Juni 2009

Liebe Mitglieder des Adalbertus-Werk e.V.
sehr geehrte Damen und Herren,

das Gementreffen 2009 rückt immer näher und so steht dann auch die jährliche Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werk e.V. an, zu der ich Sie/Euch hiermit herzlich einlade.

Das vergangene Jahr war geprägt von nicht unbedingt vorhersehbaren Ereignissen, Widersprüchen und Diskussionen bezüglich der von uns 2008 beschlossenen Satzungsänderungen. Leider müssen wir deshalb die im Jahr 2008 auf der Mitgliederversammlung verabschiedete Satzung erneut ändern.

Wie schon im **adalbertusforum** Nr. 42 beschrieben, gab es Schwierigkeiten innerhalb der Kirche, wer für uns – die wir bundesweit und im Ausland tätig sind – zuständig sein solle. Nun sind wir nicht mehr beim „Belegenheitsbistum“ (Erzdiözese Köln, da der Vereinssitz Düsseldorf ist) angebunden, sondern direkt bei der Deutschen Bischofskonferenz. Dies bedingt schon eine Änderung der Satzung.

Hinzu kommen weitere Änderungswünsche und Änderungsvorschläge der Kirche, die der Vorstand bei der Mitgliederversammlung ausführlich darlegen wird. Die Versammlung muss sich in der Diskussion, dann aber auch für eine der möglichen Lösungen entscheiden, damit wir nicht fortwährend Sitzungsdiskussionen führen.

Wir haben uns deshalb – in Absprache mit den kirchlichen Gremien – entschieden, eine erneute Änderung der Satzung auf das Jahr 2010 zu verschieben. Trotzdem müssen wir in diesem Jahr die Dinge erörtern, um 2010 einen tragfähigen Entwurf einbringen zu können, der sowohl uns – dem Adalbertus-Werk e.V. – als auch den Wünschen der katholischen Kirche Rechnung trägt.

Dies wird sicher nicht leicht, aber wir müssen diesen Weg gehen, um uns sowohl eine gewisse Unabhängigkeit zu erhalten, als auch unsere eindeutige Bindung an die Kirche zu dokumentieren.

Ich bitte – nicht nur deshalb – auf zahlreiche Teilnahme an der Versammlung. Eine schriftliche Erklärung der beabsichtigten und nötigen Änderungen kann erst in Gemen bei der Anmeldung verteilt werden, da sich der gesamte Prozess noch in der Schwebe befindet.

Ich bitte dafür ausdrücklich um Verständnis – auch wir im Vorstand können heute nicht sagen, welche Änderungen zu einer zufrieden stellenden Lösung für alle Seiten führen werden.

Mit freundlichem Gruß

Wolfgang Nitschke (1. Vorsitzender)



im Juni 2009

EINLADUNG ZUR MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Verehrte Mitglieder, Freunde und Förderer des Adalbertus-Werk e.V.

Herzlich laden wir Sie fristgerecht zur satzungsgemäßen jährlichen **Mitgliederversammlung des Adalbertus-Werk e.V.** ein, die während des 63. Gementreffens stattfindet.

Termin: Samstag, 1. August 2009, 15.00 Uhr
Ort: Rittersaal der Jugendburg Gemen, Schlossplatz 1, 46325 Borken

Tagesordnung:

- TOP1** Bericht des Vorstandes über die Arbeit 2008/2009
 - a) Veranstaltungen
 - b) Mitarbeit in übergeordneten Gremien
 - c) Vertretung bei Tagungen anderer Organisationen und bei Terminen des „öffentlichen Lebens“
 - d) *adalbertusforum*
- TOP2** Kassenbericht
- TOP3** Aussprache und Entlastung
- TOP4** Planung für 2008/2009
- TOP5** Verschiedenes

Mit diesem Schreiben laden wir Sie zugleich auch sehr herzlich zur Teilnahme am gesamten 63. Gementreffen ein, dessen Programm wir Ihnen mit diesem *adalbertusforum* überreichen. Bitte melden Sie sich rechtzeitig an.

Der Vorstand sagt allen Mitgliedern und Förderern wieder herzlichen Dank für vielfältige Anregungen und Mitarbeit, vor allem auch für die finanzielle Unterstützung. Wir bitten Sie, dem Adalbertus-Werk e.V. weiterhin Ihre Treue zu bewahren und für die Mitgliedschaft zu werben. Unsere Arbeit findet – nicht zuletzt durch das *adalbertusforum* – immer mehr Beachtung, sowohl in Deutschland als auch in Polen.

Dank gilt auch wieder den Regionalleitern, die die Tagungen in den verschiedenen Orten vorbereiten.

Da unsere Arbeit – insbesondere auch die Herausgabe des *adalbertusforum* – wesentlich auf unserer finanziellen Eigenleistung basiert, bitten wir die Mitglieder zu überprüfen, ob Sie Ihren Jahresbeitrag für 2009 schon überwiesen haben. Dankbar wären wir auch allen, denen es möglich ist, zur Durchführung des 63. Gementreffens wieder eine Sonderspende zu leisten.

Im Voraus sagen wir herzlichen Dank! Auf Wiedersehen in Gemen!

Mit freundlichem Gruß

Adalbertus-Werk e. V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Wolfgang Nitschke (1. Vorsitzender)
Adalbert Ordowski (stellv. Vorsitzender)

Ulrich Wobbe (Kassenwart)
Dr. Gertraud Heinzmann (Schriftführerin)

Nina Henseler (Vertreterin der Adalbertus-Jugend im Vorstand)
Piotr Damrath (Vertreter der polnischen Mitglieder im Vorstand)
Pfarrer Paul Magino (Geistlicher Beirat)

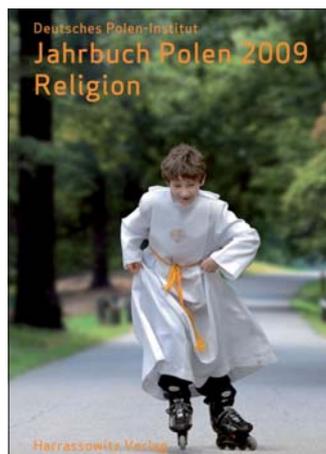
Postbank Essen 15 19 66-435, BLZ 360 100 43

Jahresmitgliedsbeitrag MINDESTENS: 30,00 EUR / 25,00 PLN



Jahrbuch Polen 2009 Religion

Der polnische Katholizismus, zumal in seiner traditionellen, volkstümlichen Form, gehört zu dem in den westlichen Ländern weit verbreiteten Bild unseres Nachbarn. Spätestens seit der Wahl des Krakauer Erzbischofs Karol Wojtyła zum Papst im Jahre 1978 wurde das Erscheinungsbild der katholischen Kirche im



damals sozialistischen und seit 1989 demokratischen Polen von der deutschen Öffentlichkeit mit Interesse verfolgt. Das Wissen ist aber oft genug nur oberflächlich und nicht frei von Stereotypen: Die sich stärker nach außen manifestierende Religiosität der Polen wird dabei zwar „bewundert“, aber nicht selten auch als ein Beweis für mangelnde Modernisierung angesehen. Die moralpolitische und gesellschaftliche Wirklichkeit scheint in Polen auf den ersten Blick klar durch die übermäßig starke Position der katholischen Kirche dominiert. Mehr Licht in die nicht immer leicht zu durchschauenden Prozesse in der Kirche und um die Kirche in Polen möchte das neue Jahrbuch Polen 2009 Religion des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt bringen.

Die Publikation vermittelt ein fa-

cettenreiches Bild des religiösen Lebens in Polen. Die Jahrbuch-Autoren fragen in erster Linie nach der Lage des polnischen Katholizismus wenige Jahre nach dem Tod des polnischen Papstes. Dabei geht es um eine wissenschaftlich fundierte, gut lesbare Art der Auseinandersetzung mit den wichtigsten Fragen an die katholische Kirche in Polen: Wird sie in einer weitgehend säkularisierten Welt der Postmoderne überleben? Hat sie Instrumente, um Entwicklungen von außen wirksam abzuwehren? Wird sie den gesellschaftlichen Herausforderungen Polens gerecht? Hat sie die richtigen Rezepte, um die Gesellschaft weiterhin zu „führen“, oder wird sie sich in ihrem Wesen doch ändern und die gegen immer neue vermeintliche Feinde errichtete „Festung“ verlassen? Mit diesen Fragen beschäftigen sich Dieter Bingen (Kirche und Politik), Zbigniew Nosowski (Lage des polnischen Katholizismus heute) und Adam Szostkiewicz (Religiosität der Polen). Darüber hinaus berichten u. a. Grzegorz Pac über die Religiosität der polnischen Jugend, Agnieszka Sabor über das Verhältnis der polnischen Kunst zum „Sacrum“ und Monika Waluś über die Position der Frauen in der polnischen Kirche. Das Jahrbuch befasst sich auch mit anderen Religionsgemeinschaften: Maja Jaszewska führt ein Gespräch mit Vertretern der polnisch-orthodoxen, der evangelischen und der evangelisch-reformierten Kirche, Agata Nalborczyk berichtet über den Islam in Polen und Stanisław Krajewski gibt einen Überblick über die Situation der Juden im heutigen Polen.

Jahrbuch Polen 2009 / Religion. Herausgeber: Deutsches Polen-Institut, Wiesbaden 2009, 220 Seiten, ISBN 978-3-447-05930-5, 11,80 Euro.

Bestellung: verlag@harrassowitz.de oder kaluza@dpi-dade **wn**

Breslau

Ein Reiseführer von Maria Luft

Dass Maria Luft eine ausgewiesene Breslau-Kennerin ist, hat sie bereits mit zahlreichen Beiträgen für das *adalbertusforum* bewiesen, und auch in dieser Ausgabe ist ja wieder ein Bericht von ihr zu lesen. Neben ihrer journalistischen Tätigkeit hat sie nun einen Reiseführer über Breslau veröffentlicht. Aktuelle Tipps für eine Reiseplanung, wichtige Adressen und Internet-Links, die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, Unterhaltungsangebote oder Hinweise auf Restaurants oder Bars



findet man in diesem Führer. Besonders der große herausnehmbare City-Plan und die bei allen Hinweisen beigefügten Wegbeschreibungen (Buslinien, Straßenbahn etc.) machen den Reiseführer in seinem Preissegment sehr attraktiv.

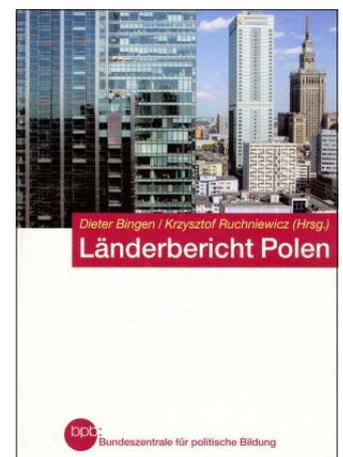
Breslau, DUMONTdirekt, 120 Seiten mit großem, herausnehmbarem City-Plan. ISBN 987-3-7701-6534-6, 7,95 Euro. **wn**

Länderbericht Polen

Eine „Polen-Bibel“ ist erschienen. – Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung hat der Politikwissenschaftler Dieter Bingen, Direktor des Deutschen Polen-Instituts, gemeinsam mit seinem Kollegen, dem Historiker Krzysztof Ruchniewicz, Direktor des Willy-Brandt-Zentrums für Deutschland- und Europastudien der Universität Breslau, einen umfangreichen Länderbericht Polen herausgegeben.

Im Zentrum des Länderberichts steht das heutige Polen, seine Entwicklung seit dem politischen, sozialen und wirtschaftlichen Systemwechsel um die Jahrtausendwende 1989/90. Die Entwicklung Polens in den letzten 20 Jahren, die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen, sind freilich ohne einen Blick auf die weiter zurückliegende Geschichte, ohne die Würdigung der langen Entwicklungslinien historischer und kultureller Traditionen und schließlich ohne Blick auf System und Geschichte Polens zwischen 1944 und 1989 nicht verständlich.

Der aktuelle Länderbericht erscheint nach 17 Jahren in einer Neuauflage, an der insgesamt 43 deutsche und polnische Autorinnen und Autoren mitgewirkt haben. Er enthält ausführliche Informationen über Geschichte, Politik, Recht, Verwaltung, Wirtschaft, Finanzen, Arbeitsmarkt, Sozialsystem, Umwelt, Gesellschaft, Religion, Minderheiten und Medien, Bildungs- und Kulturpolitik sowie Polen in der internationalen Politik. Dieser Länderbericht ist mehr als seine Vorgänger eine deutsch-polnische Gemeinschaftsarbeit und zu-



gleich ein Nachweis des gegenseitigen Vertrauens und der in den zurückliegenden Jahrzehnten aufgebauten und bewährten wissenschaftlichen Zusammenarbeit.

Dieter Bingen/Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), Länderbericht Polen. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur. Bonn 2009, 688 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. ISBN 3-8933-906-0.

Bestellinformationen: www.bpb.de/publikationen/I3NKT1,0,Laenderbericht_Polen.html

Eine Buchhandelsausgabe erscheint beim Campus Verlag, Frankfurt/New York. ISBN 978-3-593-38991-2. **wn**



■ Die St.-Marien-Kirche in Stralsund.

Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad

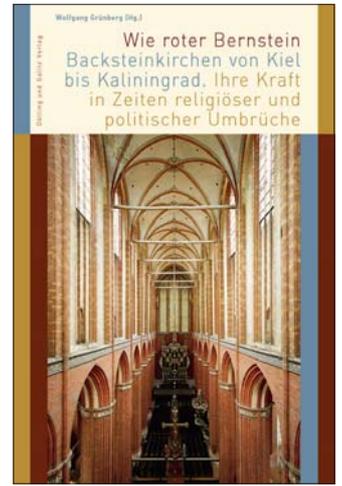
Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche

Symbolkirchen an der Ostseeküste – sie sind von See her und weit über das Land hin sichtbare Symbole ihrer Hansestädte. Sie wurden in gotischem Stil und rotem Backstein errichtet, zerstört, wieder aufgebaut, umgenutzt, wieder zerstört und wieder aufgebaut. Sie waren Hütten der Armen und Betstätten der Verlierer. Sie sind Baustellen aller Jahrhunderte und Spiegel des Zeitgeistes. In ihnen wurden – und werden – Heilige verehrt und Siegerfahnen gehisst. Diese Kirchen waren Symbole der Herrschenden, aber auch

Fluchtburgen für die Vertriebenen. In ihren Räumen wurde lateinisch, polnisch, deutsch, schwedisch, französisch und russisch gebetet und geflücht. In bilderten Essays gehen Fachleute der Theologie, der Kunst- und Architekturgeschichte, der Soziologie und der Politologie aus Russland, Polen und Deutschland der Frage nach, ob diese Kirchen Brücken oder Grenzsteine im zusammenwachsenden Europa sein können. Dabei stehen die Umbrüche 1945 und 1989 im Fokus der Betrachtung. Den berühmten

gotischen Backsteinkirchen in Kiel, Lübeck, Wismar, Stralsund, Stettin, Danzig und Königsberg ist dieses exzellent gebilderte Buch gewidmet. Ausgewiesene Fachleute klären die Nationen und Konfessionen über die übergreifende Symbolkraft dieser Kirchen auf und verfolgen die Spuren konfessioneller und politischer Krisenzeiten. Ein bewegendes und zukunftsweisendes Buch über einige der schönsten Bauwerke Europas.

*Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche. Herausgegeben von Wolfgang Grünberg in Zusammenarbeit mit Alexander Höner, Dölling und Galitz Verlag, 480 Seiten, 230 historische und Farbabbildungen, ISBN 978-3-937904-71-9, 39,80 Euro. **wn***



lag, 480 Seiten, 230 historische und Farbabbildungen, ISBN 978-3-937904-71-9, 39,80 Euro. **wn**



■ Die Jakobikirche in Szczecin/Stettin.

Schlesien – das Land und seine Geschichte

Dass ein anerkannter Historiker, wie es Professor Arno Herzig zweifellos ist, ein umfangreiches, leicht lesbares Buch über Schlesien geschrieben hat, ist einer besonderen Empfehlung wert. Der Autor will die Entwicklung dieses Landes in zwölf Kapiteln vermitteln und dabei zeigen, wie friedlich sich hier ethnische und konfessionelle Kulturen begegneten. Geschichte von den Anfängen der Kelten bis zur Zeit des Nationalsozialismus wird lebendig vermittelt. Deutlich benennt Arno Herzig die katastrophalen Folgen, denen die Schlesier mit dem Verlust ihrer Heimat ausgesetzt waren. Die Zeitspanne nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute wird von den befreundeten polnischen Autoren und Historikern Małgorzata und Krzysztof Ruchniewicz als polnisch-schlesische Geschichte beschrieben.

Eine Vielzahl von Fotos, Bildern, Texten und Dokumenten ergän-

zen anschaulich dieses aktuelle Geschichtswerk, das auch der Nachkommen-Generation wichtig sein sollte.

Arno Herzig: Schlesien. Das Land und seine Geschichte in Bildern, Texten und Dokumenten, Ellert & Richter Verlag 2008, 256 Seiten mit 227 Abbildungen, ISBN 978-3-8319-0282-8, 29,95 Euro.

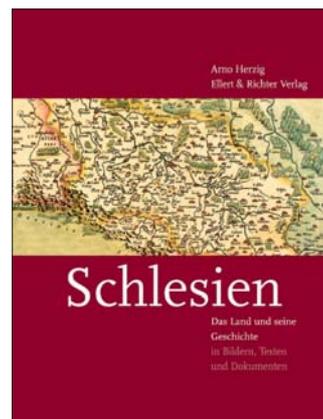
Reinhard Schindler

Visionen an der Bucht von San Francisco

Amerikanische Essays

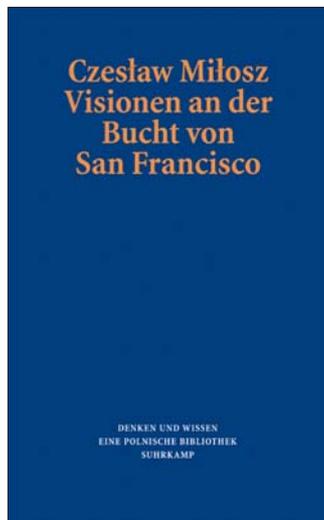
Dem ersten Anschein nach gehört dieses Buch zur Reiseliteratur, genauer gesagt scheint es die Reportage einer Amerikareise zu sein, dessen Autor – neben Julian Ursyn Niemcewicz und Henryk Sienkiewicz – ein weiterer polnischer Literat ist. Doch der Autor der 33 kurzen Essays ist nicht beschungsweise nach Amerika gekommen, um dieses Land zu besichtigen; vielmehr ist er durch das Schicksal eines Exilanten zum Immigranten geworden.

Wenn man nirgendwohin zurückkehren kann, muss man das Gegebene akzeptieren. Doch wie soll man damit zurechtkommen? Wie soll man sich daran gewöhnen? Und dabei geht es nicht so sehr um Amerika, sondern um die Kultur des 20. Jahrhunderts in ihrer kalifornischen Spielart. Im Grunde ist das Thema des Buchs nicht geographisch eingegrenzt. Bewusstsein und Vorstellungskraft treffen dort auf Probleme und Bilder, die keinen Namen hatten und danach verlangten, in



Sprache übertragen zu werden. Im Ergebnis erhalten wir statt einer Reportage eine Expedition in das eigene Selbst, das Innenporträt eines Menschen, dessen Schicksal es war, in der Epoche der Globalisierung und der ersten Mondlandung zu leben.

Der polnische Intellektuelle Czesław Miłosz hatte sich 1960 in Kalifornien niedergelassen und mehrere Jahre die Welt von der amerikanischen Westküste aus beobachtet, einer Region, die damals wie heute zu den höchstentwickelten Gegenden der Erde zählt. Die allgegenwärtige Modernität des Lebens in den Vereinigten Staaten faszinierte den Autor, die USA wurden seine Wahlheimat. Gleichzeitig aber war er geprägt von den in vielerlei Hinsicht vormodernen Landstrichen seiner ersten Lebensjahrzehnte in Polen und Litauen. Diese gewaltige Kluft zwischen der eigenen Vergangenheit und der gewissermaßen utopisch anmutenden Ge-



genwart klingt in den „Visionen an der Bucht von San Francisco“ immer wieder an. Aus der Geschichte kommend, atmet der Autor die unhistorische Luft Kaliforniens. Der Kontrast zwischen den stillen Landstrichen am litauischen Fluss Niewiaz mit ih-

ren Feldwegen und Kleinstädten und der wilden Pazifikküsten mit ihren Autobahnen und Metropolen könnte kaum größer sein. Miłosz jedoch wehrte sich dagegen, von der modernen Welt vereinnahmt zu werden, und streifte in Gedanken immer wieder zurück in die fernen Gefilde von Kindheit und Jugend. Misstrauisch stand er der Allgegenwart der Moderne gegenüber.

Zwar war er beeindruckt von der elementaren Zeitlosigkeit der Küstenlandschaft, doch wendete er sich gegen einen naiven Fortschrittsglauben. Miłoszs Herkunft und seine Erfahrungen aus einer Zeit, in der er allzu oft aus brennenden Städten geflohen ist, bestärkten ihn in seiner Skepsis gegen die sozialrevolutionären Utopien in seiner kalifornischen akademischen Umgebung. Miłoszs Sympathien galten durchaus einem konservativen, aber zugleich humanitären Amerika. Er war verstört über die Zerstörung

jenes im alten Kontinent in den Rang eines Mythos erhobenen amerikanischen Traums, über die offensichtlich unerfüllten Versprechungen, die das Land der Welt unentwegt machte. Das vorliegende Buch war eine Wende für das essayistische Schaffen in der polnischen Emigration, da es sich nicht mehr Polen und der Vergangenheit zuwandte, sondern der amerikanischen „Gegenwart als Ankündigung der Zukunft“ (A. S. Kowalczyk). Die „Visionen“ setzten zugleich konsequent die Reihe von Miłoszs autobiographischen Büchern fort, die eigentlich nie mehr abreißen sollte. Bis zu seinem Lebensende sann Miłosz über Polen, Ostmitteleuropa, die Alte und die Neue Welt.

Czesław Miłosz, Visionen an der Bucht von San Francisco. Amerikanische Essays, Herausgegeben vom Deutschen Polen-Institut Darmstadt, Suhrkamp Verlag Frankfurt/Main 2008, 26,80 Euro, ISBN 978-3-518-41993-9 **gh**

GERHARD ERB

„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“

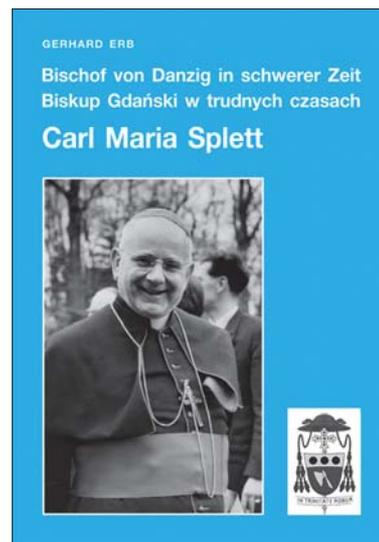
schildert das Leben und Wirken des zweiten Danziger Bischofs Dr. Carl Maria Splett. Als 40-Jähriger übernahm er in dem politisch vom Nationalsozialismus bestimmten Freistaat Danzig diese brisante Aufgabe zwischen der deutschen und der polnischen Nation. Die Schwierigkeiten, dieses Bischofsamt in der NS-Zeit und zudem – ab 1939 – auch als Administrator der Diözese Kulm ein zweites Bistum zu führen, stellt die Broschüre in konzentriertem historischem Überblick dar. Ebenso werden die Umstände des vom polnischen Staat 1945/46 gegen Splett geführten Schaulprozesses, der vorangegangenen Inhaftierung und der sich bis 1956 anschließenden unmenschlichen Einzelhaft geschildert.

Abschließend sind drei Kapitel den Themen des bischöflichen Wirkens zwischen 1957 und 1964 in der Bundesrepublik Deutschland – besonders in Düsseldorf, wo der Bischof

in der St.-Lambertus-Kirche auch begraben wurde – der Wahrnehmung bischöflicher Funktionen für die vertriebenen Danziger Katholiken und seiner Konzilsteilnahme 1963 sowie der offenen Frage einer nötigen Rehabilitierung Spletts durch den polnischen Staat gewidmet.

Die komplett zweisprachig gestaltete Broschüre soll kompakt informieren und eine bemerkenswerte Persönlichkeit des deutschen kirchlichen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellen, die im Grenzland zwischen Deutschen und Polen

■ **Bestellungen bitte per Post:** Verlag Wilczek, An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
per Fax: (02 11) 15 30 77
per E-Mail: wilczek.verlag@t-online.de



in politisch brisanten Zeiten wirkte. Bisher unveröffentlichte Bilder und Dokumente aus dem Archiv des Adalbertus-Werkes e. V. illustrieren den Text.

■ **Gerhard Erb: Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett. Herausgeber: Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken. Verlag Wilczek, 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). ISBN-13: 978-3-00-019324-8, 2006, 92 Seiten, cellophaniert, 2-sprachig deutsch/polnisch, mit zum Teil bisher unveröffentlichten Fotos und Dokumenten.**

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle/n ich/wir _____ Expl. „Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett“ zum Preis von 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). Ich/Wir verpflichte/n mich/uns die Zahlung unmittelbar nach Rechnungserhalt vorzunehmen.

Name, Vorname

Straße, PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Erinnerung an Prälat Dr. Franz-Josef Wothe

Am 27. August 2009 werden bereits 15 Jahre vergangen sein, seitdem Prälat Prof. Dr. Franz-Josef Wothe, 2. Apostolischer Visitator der Danziger Katholiken in Deutschland von 1968 bis 1985, in Hildesheim verstarb. Man hat manchmal den Eindruck, dass die Erinnerung an diese bedeutende Priestergestalt der Danziger Kirche bei vielen Danziger Katholiken schon zu verblasen beginnt. Franz-Josef Wothe kam 1940 mit 29 Jahren als Westfale aus Bottrop nach Danzig, wurde am 9. März 1940 in der Kathedrale zu Oliva von Bischof Dr. Carl Maria Splett zum Priester geweiht und war von da an ein „echter“ Danziger, nicht von Geburt, sondern aus Bekenntnis. Das hat er schon in den fünf Jahren in Danzig unter Beweis gestellt: als Pfarrer der größten Pfarrei der Diözese, Herz-Jesu in Langfuhr, und als Studenten-seelsorger der Technischen Hochschule; insbesondere jedoch dann nach der Vertreibung: als Begründer der Gementreffen 1947, als Mitbegründer der „Zentralstelle der Danziger Katholiken“ in Münster 1952, als Schriftleiter des „Heimatbriefes der Danziger Katholiken“ 1956, als Konsistorialrat unter Bischof Splett und Prälat Dr. Behrendt von 1958 bis 1968, als erster Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes von 1960 bis 1968 und schließlich als Apostolischer Visitator. Immer hat er, wenn er von seiner Heimat sprach, seine Wahlheimat Danzig gemeint und nicht seine Geburtsstadt Bottrop, und man hatte den Eindruck, dass er in den wenigen Jahren, die er in Danzig leben und wirken durfte, diese Stadt „verinnerlicht“ hat, sowohl intellektuell als auch emotional. Aber immer hat er auch den Blick nach vorn gewandt, nicht in Wehmut zurück auf den Verlust Danzigs, sondern in eine Zukunft,

die es aus der Bewältigung dieses Verlustes heraus zu gestalten galt. Und so gewann er einerseits aus den historischen, kulturellen und spirituellen Quellen dieser Stadt und andererseits aus der Annahme des Verlustes aus Gottes Hand und der Einsicht, dass dieser zugleich ein Auftrag sei, Kräfte und Wege in die Zukunft zu weisen.

Das begann schon 1947 in Gemen, als er jenen Text der **Gemener Botschaft** formulierte, die ein erster Versuch des Brückenschlags in Versöhnungsbereitschaft zur alten Heimat war und letztlich Grundlage der gesamten Arbeit von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend bis heute geblieben ist. Er ist diesen Weg „nach vorn“ konsequent weiter gegangen, sowohl in Hinblick auf die Kirche Danzigs in der Vertreibung als auch im Engagement für die gesamte Vertriebenenseelsorge, der er immer wieder Impulse für eine zukunftsbezogene Ausrichtung zu geben verstand. Das gilt aber auch für seine vielen Tätigkeiten in der Kirche Westdeutschlands, angefangen in Altenberg in der Hauptstelle der katholischen Jugendarbeit, dann 1947 in Köln als Generalsekretär des Kolpingwerkes, 1949–1960 in Münster in vielfältigen Bereichen der katholischen Bildungsarbeit und schließlich seit 1961 in Hildesheim als Leiter des Seelsorgeamtes, Professor am Priesterseminar und Domprediger. Stets war es sein Anliegen, im Rahmen sei-



ner Fähigkeiten und Möglichkeiten Brücken zu schlagen, das galt auch besonders für die Ökumene. Als er in Hildesheim seinen 75. Geburtstag und damit zugleich den Abschied aus seinem Amt beging, waren auch führende evangelische Christen unter den Gästen.

Ein letztes sei noch in Erinnerung gerufen: wenn es Prälat Wothe irgend möglich war, nahm er an den Gementreffen teil, und zwar nicht mit der Intention, dort auch zu referieren.

In seiner gesamten Amtszeit als Visitator hat er nur einmal das Festreferat gehalten: im Jahre 1975 aus Anlass des 50. Jubiläums der Diözese Danzig. Seine Aufgabe sah er zum einen in der Feier der Eucharistie und der darin erfolgenden Verkündigung des Wortes Gottes, zum andern im individuellen geistlichen Gespräch mit den einzelnen Teilnehmern, so gewünscht auch im daraus sich entwickelnden Bußgespräch. Im Letzten war und blieb dieser überaus begabte und mit hohen intellektuellen Fähigkeiten ausgestattete Priester immer Seelsorger und war – wer in seinen letzten Lebensjahren mit ihm viel Kontakt hatte, konnte das immer wieder spüren – ein aus tiefer Spiritualität schöpfender, frommer Mann.

Das Grab von Prälat Wothe ist auf dem Friedhof in Söder, einem kleinen Ort in der Nähe von Hildesheim, um dessen Marien-Wallfahrtskirche und kleine Gemeinde er sich in den letzten Jahren seines Lebens gekümmert hat. Kaum ein Danziger wird dort einmal am Grab stehen und ein Gebet sprechen. Sein 15. Todestag sei ein Anlass, seiner in Dankbarkeit zu gedenken.

**Wolfgang Nitschke /
Gerhard Nitschke (2004)**

■ Die **Marienkapelle im Ortsteil Söder** der Gemeinde Holle im Landkreis Hildesheim ist eine katholische Kirche mit Wallfahrtstradition. Sie ist die einzige Marienwallfahrtsstätte im Bistum Hildesheim neben Germershausen.

Der äußerlich schmucklose Bau besteht aus einem Langschiff mit Querhaus und vorgesetztem Eingangsraum. Die „Spitze“ des Kreuzgrundrisses ist durch die hölzerne Altarwand abgetrennt und dient als Sakristei. Das Innere zeigt eine nahezu geschlossene Barockausstattung. Auffällig sind neben dem Gnadenbild der Muttergottes über dem Altar mehrere weitere großflächige Ölgemälde mit Heiligendarstellungen. Die Marienkapelle wurde 1862 von Andreas Graf zu Stolberg als Ersatz für die Kapelle des benachbarten Schlosses Söder errichtet, nachdem das Schloss an eine protestantische Familie verkauft

worden war. Die Einrichtung der Schlosskapelle, insbesondere das Gnadenbild der Muttergottes im Sternenkranz, wurde in den Neubau übertragen. Zur Marienkapelle in Söder gehört keine Pfarrgemeinde. Für die Belebung der Wallfahrt, für den Erhalt der Kapelle mit Pil-



gerhaus, Außenaltar und Kreuzweg und für die bauliche Erweiterung und künstlerische Bereicherung setzte sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts Prälat Franz-Josef Wothe mit großer Energie ein. Bis heute wird das kleine Pilgerzentrum von privaten Förderern getragen.



Burgkaplan Siegfried Thesing wird Pfarrer

Seit dem 30. März 2009 ist es amtlich! Burgrektor **Siegfried Thesing** wird die Jugendburg Gemen verlassen und am 30. August 2009 das Amt des Pfarrers an der Kirche St. Dionysius und St. Georg in Havixbeck bei Münster antreten.

Siegfried Thesing wurde 1967 in Coesfeld-Lette geboren und hat am Nepomucenum Coesfeld sein Abitur gemacht. Nach einer Ausbildung zum Bankkaufmann studierte er von 1990 bis 1995 in Münster und München Katholische Theologie. Nach seinen Praxisjahren und dem Diakonatsamt in St. Stephanus (Beckum) war er Kaplan in St. Marien (Delmenhorst) und St.-Mariä-Himmelfahrt (Ahaus). Seit 2004 war er Burgkaplan auf der Jugendburg Gemen und geistlicher Leiter der KJG im Bistum Münster.

Knapp fünf Jahre hatte er nun also das Amt des Burgkaplans inne, eine Zeit in der Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend, aber auch einzelne Mitglieder mit ihm viele Begegnungen in guten, aber auch in schlechten Zeiten teilten. Als Referent wirkte er im vergangenen Jahr im Jugendprogramm mit, feierte mit uns manchen Gottesdienst, so auch den zur Eröffnung des Gementreffens

2008. Als einer der Hausherrn der Burg versuchte er während der Gementreffen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den verschiedenen Nationen und Generationen besser kennen zu lernen, viele Gespräche bei Tisch trugen dazu bei.

Ein sichtbares Zeichen des guten Kontaktes zur Burg und zu ihrem – zukünftig ehemaligen – Rektor wird der „Baum für Frieden

und Versöhnung“ bleiben, den wir im vergangenen Jahr gemeinsam mit Burgkaplan Thesing am Sonntagmorgen pflanzten. Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend wünschen ihm für seine neue Aufgabe Gottes Segen, Gesundheit, Kraft und Glück. Wir hoffen sehr, dass die Verbindung auch in der Zukunft nicht abreißen wird.

Viola Nitschke-Wobbe



■ *Ob im Jugend- oder Erwachsenenprogramm und bei den Gottesdiensten: Siegfried Thesing war mit Herz und Seele dabei, wenn wir uns auf der Jugendburg Gemen trafen.*

„Lächelnd die Wahrheit sagen“ – Weihbischof Pieschl wurde 75

Mit dem „Lobgesang“ von Felix Mendelssohn Bartholdy im vollbesetzten Limburger Dom, einem Pontifikalamt unter Anwesenheit deutscher und ausländischer Bischöfe, einem Empfang für hunderte von Gästen und einer Sonderausgabe der Limburger Kirchenzeitung „Der Sonntag“ ehrte die Diözese Limburg ihren Weihbischof Gerhard Pieschl (geboren am 23. Januar 1934 in Mährisch Trübau) zu seinem 75. Geburtstag. Pflichtgemäß hatte er dem Papst seinen Rücktritt angeboten. Pieschl blieb aber bis zur Ernennung seines Nachfolgers als Weihbischof der Diözese Limburg im Amt und auch Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge. Am 15. Juni wurde Thomas Löhr zum Weihbischof in Limburg ernannt. Damit endet nun auch offiziell die Amtszeit des „Vertriebenenbischofs“ Gerhard Pieschl.

Beim Festgottesdienst am 23. Januar erinnerte Ortsbischof Tebartz van Elst in seiner Predigt an die drei Brücken über die Lahn und wandte sich an seinen Weihbischof: „Deine Worte wurden zu Brücken, Worte wurden zur Heimat, Worte wurden Brücken auf dem Wege nach Hause“. Er dankte Pieschl für den mehr als dreißigjährigen Dienst im Bistum Limburg, die Militär- und Polizeiseelsorge und die Mitarbeit in den Kommissionen der Deutschen Bischofskonferenz.

Seit dem Jahre 2000 ist der gebürtige Sude-



■ *Er hat Humor, sagt unverblümt seine Meinung und tritt vehement dafür ein, nicht nur gerecht, sondern auch barmherzig zu handeln.*

tendeutsche Gerhard Pieschl Ehren-Domkapitular des Olmützer Metropolitankapitels, dessen Bischof Graupner mit mehreren tschechischen Priestern persönlich die besten Glückwünsche überbrachte. Das ist umso bemerkenswerter, da Pieschl seit 1983 der deutsche Vertriebenenbischof ist und nach seinen eigenen Worten oft „lächelnd die Wahrheit sagte“.

Als Mitglied der bischöflichen Kommission für weltkirchliche Aufgaben, der Unterkommission für Mittel- und Osteuropa und den Vorsitz der Arbeitsgruppen Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge gilt Pieschls besondere

Aufmerksamkeit den Menschen im Osten. Die philosophische Fakultät der Universität von Pécs in Ungarn (Fünfkirchen) dankt es ihm – wie auf dem Geburtstagsempfang bekannt gegeben wurde – mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde. So findet einen glücklichen Abschluss, was Pieschl schon begonnen hatte und mit Übernahme des Bischofsamtes aufgeben musste: das Schreiben einer Dissertation.

Die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach MdB, dankte Pieschl, der schon alle Auszeichnungen des BdV besitzt, für seinen Einsatz im neuen Europa auf der Grundlage christlicher Ethik. Temperamentvoll rief sie in ihrer Ansprache auf dem Geburtstagsempfang Pieschl zu „Wir brauchen bekennende Seelsorger im christlichen Abendland“ und dankte für den erfolgreichen Einsatz des Vertriebenenbischofs zugunsten des „Zentrums gegen Vertreibungen“. Anwesend bei den Feierlichkeiten waren neben den Spitzen der Behörden und Vorsitzenden aller Gruppierungen des Bistums auch der Sprecher der sudetendeutschen Volksgruppe, Landtagspräsident a. D. Johannes Böhm. Ihren geistlichen Beirat ehrten Patres und Familien des Deutschen Ordens, ihren Cartellbrüder aktive und Alte Herren des Cartellverbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen CV. Vertreten waren die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen und des Katholischen Flüchtlingsrates in Deutschland. Öfter als Cato, so Domkapitular Wanka, habe Pieschl das „Ceterum censeo“ gesprochen, dass Krieg und Vertreibung kein Mittel der Politik sein dürften. **Norbert Matern**

Geburtstage

■ **Johanna Talaska** wurde am 7. August 1919 in Danzig geboren und feiert somit in diesem Jahr ihren 90. Geburtstag. Seit 1965



ist sie eine regelmäßige Teilnehmerin der Veranstaltungen des Adalbertus-Werk e. V. – nicht nur in Gemen. Erst 1958 kam sie mit ihrer Familie in die Bundesrepublik, zunächst nach Lockum/Heide.

1960 verzog die Familie Talaska dann nach Langen in Hessen. Wir hoffen, dass wir „Hannchen“ auch in diesem Jahr wieder in Gemen begrüßen dürfen, und – obwohl man dies ja eigentlich nicht tun soll – wünschen wir ihr bereits in dieser Ausgabe des *adalbertusforum* vorab Glück und Gesundheit.

■ Am 21. März 2009 feierte in Essen **Johannes Schilke** seinen 85. Geburtstag. Er gehörte 1960 dem Gründungsvorstand des Adalbertus-Werk e. V. als Kassenwart an und blieb es 10 Jahre lang. Der Aufbau unseres Bildungswerkes wurde wesentlich durch ihn mitgeprägt. Bis er aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr konnte, engagierte er sich weiter für unsere Arbeit, vor allem durch die alljährliche Organisation der Frühjahrstagung in Essen-Werden.

■ Bereits am 26. Februar feierte Prof. Dr. **Barbara Wituszynska** ihren 80. Geburtstag. Frau Wituszynska war bereits kurz nach der Wende eine der Gementeilnehmerinnen aus dem heutigen Danzig, und sie ist als Teilnehmerin und Referentin bis heute ein gern gesehener und regelmäßiger Gast geblieben. Auch bei unseren Studientagen in Danzig ist sie immer aktiv dabei und steht uns mit Rat und Tat zur Seite.



■ Auch einem weiteren regelmäßigen Gementeilnehmer aus Gdynia sei gratuliert: **Ryszard Król** wurde am 15. April 2009 ebenfalls 80 Jahre jung.

■ Ebenfalls 80 Jahre alt wurde am 13. Mai 2009 Prof. Dr. **Johannes Gründel**. Prof. Gründel ist wohl einer der angesehensten Theologen Deutschlands und den Älteren in unserer Gemeinschaft sicher noch als Referent bei mehreren Tagungen in Erinnerung. Geboren wurde Prof. Gründel in der Grafschaft Glatz und hat sicher auch deshalb die Verbundenheit zu allen katholischen Heimatvertriebenen immer aufrechterhalten.

■ 70 Jahre wurde am 14. Mai 2009 Dr. **Rupert Neudeck**. Noch in Danzig geboren, gehörte Rupert schon früh zu den Gementeilnehmern und war als Referent be-

reits in jungen Jahren „ein begehrter Mann“. Sein soziales Engagement im Komitee „Cap Anamur“ (1979–2002), zahlreiche Auslandsreisen in die Krisengebiete der Welt als Journalist und Anwalt der Menschenrechte haben dazu geführt, dass er nicht mehr oft unter uns sein kann. Sein Festvortrag beim 60. Gementreffen ist uns aber sicher allen in Erinnerung geblieben – als einer der Höhepunkte der Jubiläumstagung.



■ Ebenfalls 70 Jahre wurde bereits am Dreikönigstag Dr. **Andrzej Sliwinski**, Bischof em. von Elbing/Elblag, der zweimal als Referent beim Gementreffen zu Gast war. Unvergessen bleibt sicher die „Stunde der Gemeinschaft“, in der er mit Prof. Józef Borzyszkowski uns allen das „kaschubische Alphabet“ im Gesang nahe gebracht hat.

■ Im Juli gilt es ebenfalls die 70 zu feiern. **Tom Werneck**, der zweimal mit viel Engagement in Gemen das Jugendprogramm gestaltete, wurde am 6. Juli 1939 geboren. Gerade das Projekt, innerhalb von 4 Tagen in Gemen mit den Jugendlichen Europaspiele zu entwickeln, ist untrennbar mit seinem Namen verbunden. Als Mitglied der „Jury Spiel des Jahres“ hat er dies gemeistert. Auch wenn der ein oder andere Jugendliche wohl noch heute an die damalige Arbeitsbelastung in Gemen denkt, war dies Projekt sicher ein besonderes Erlebnis.

■ 65 wurde am 27. März 2009 **Willi Wilczek**. Willi ist bereits seit Jahren unser „guter Geist“. Das *adalbertusforum* wäre



ohne ihn nicht denkbar, er hat den Versand von Einladungen übernommen, schickt regelmäßig die Post nach oder schaut im Büro nach dem Rechten. Wir können froh und glücklich sein, dass das Schicksal ihn uns geschenkt hat, denn Willi Wilczek ist gebürtiger und bekennender Düsseldorfer, was aber seinem Engagement für das Adalbertus-Werk e. V. keinen Abbruch tut. Gottlob hat er versprochen, dass er mit 65 Jahren nicht in Rente geht ...

■ Von 1968 bis 1977 war sie Sprecherin, zunächst der Gemeinschaft der Danziger katholischen, dann der Adalbertus-Jugend. **Monika Wienhold-Quecke** feierte am

2. Juni 2009 ihren 60. Geburtstag. Neben ihrem Engagement für Adalbertus-Jugend und Adalbertus-Werk e. V., wo sie seit vielen Jahren im Arbeitskreis oder als Moderatorin in Gemen tätig ist, war



ihr Leben bislang noch von zahlreichen anderen Ehrenämtern geprägt. Monika Wienhold-Quecke engagierte sich in der Aktion West-Ost im BDKJ und anderen Organisationen und hat dabei stets versucht, ihre Ideen einzubringen, was natürlich nicht immer ohne Debatten abläuft. Ich erinnere mich noch gut an die Diskussion, ob der Familiengottesdienst in Gemen vor dem geselligen Abend stattfinden sollte oder am Morgen. Viele von uns sind heute sicher dankbar für diese Idee – da sie doch dem Fest eine doppelte Bedeutung gibt.

■ Ein Mitstreiter von Monika Wienhold-Quecke in der Aktion West-Ost wurde ebenfalls 60 Jahre. **Michael Güttler** von der Glatzer Gemeinschaft, die ihn in ihrem Rundbrief als „Urgestein“ bezeichnet. Michael wurde erst nach der Vertreibung am 9. Mai 1949 in Westfalen geboren, seine grafschafterischen Wurzeln (die Eltern wohnten in Bad Landeck) haben jedoch



seinen Lebensweg stark beeinflusst. Früh schon knüpfte er Kontakte zu der Jungen Grafschaft, die er später – als Bundessprecher – maßgeblich mitgeprägt hat. Heute noch gehört er zum engen Kreis der Grafschafter Gemeinschaft, die sich 1985 aus der Jungen Grafschaft gebildet hat. Lange Jahre vertrat Michael die Junge Grafschaft in anderen Gremien und bekleidete dort auch Führungsämter. Später schätzte man sein fundiertes Wissen im Katholischen Flüchtlingsrat, dem Beratungsgremium des Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, ebenso wie in der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO).

■ Die runden Geburtstage ehemaliger und langjähriger Vorstandsmitglieder der Aktion West-Ost im BDKJ sind derer drei. Am 25. Mai 2009 wurde

Matthias Graner MdL, 50 Jahre jung. Matthias wurde 1959 in Minden geboren und kam als Mitglied der damaligen „Aktion Junges Schlesien“ zur Versöhnungsarbeit mit Polen. Für gute Veranstaltungen anderer Organisationen war er aber immer offen und so konnte man ihn auch bei der Adalbertus-Jugend oder der „Jungen Aktion“ der Ackermann-Gemeinde treffen. Vielen aus der Generation der heute 40- bis 60-Jährigen ist er so auch zum Freund geworden. Mehrfach war Matthias Graner als Teilnehmer und auch als Referent in Gemen und wagte nach der Wende den Schritt in den Osten – als Bildungsreferent für die damalige Ost-Akademie Königstein. Seit der Wahl vom



26. März 2006 ist er Mitglied des Landtages in Sachsen-Anhalt.

■ Den 50. feierte am 4. Juni 2009 **Piotr Damrath**. Piotr ist als Vorsitzender der Gesellschaft Polen-Deutschland in Danzig/Gdańsk einer unserer wichtigsten Weggefährten in Polen und als Delegierter der polnischen Mitglieder im Adalbertus-Werk e. V. geborenes Mitglied des Vorstandes. Vieles, was wir während der Studententagungen in Danzig erleben durften, war nur durch seine Hilfe möglich geworden. Er organisiert einen Teil der Exkursionen, bucht den Bus oder das Quartier, sucht Referenten oder ein passendes Restaurant unterwegs. Dafür sei ihm hier vom Vorstand in besonderer Weise Dank ausgesprochen.



■ Ebenfalls auf 50 Jahre konnte **Jolanta Murawska** am 12. Juni 2009 zurückblicken. Vielen Gementeilnehmern ist sie von zahlreichen Teilnahmen bekannt, aber sie ist nicht nur Referentin und Teilnehmerin bei Veranstaltungen des Adalbertus-Werk e. V. Jolanta Murawska ist unser direkter Draht zum Präsidenten der



Stadt Danzig, Pawel Adamowicz. In ihrer Funktion auf der Leitungsebene der Stadt hat uns Jolanta Murawska oft Brücken gebaut, Kontakte vermittelt und Veranstaltungen organisiert. Auch ihr ein herzlicher Dank.

■ **Christine Willert** feiert am 10. Juli 2009 ebenfalls ihren 50. Geburtstag. Seit nunmehr über 10 Jahren gestaltet sie in Gemen das Kinderprogramm mit und will dies auch 2009 noch tun. Darüber hinaus engagiert sie sich auch in der Gestaltung von Gottesdiensten und im Arbeitskreis – wann immer die Zeit dies zulässt.



■ Und ein letzter 50er: **Claus Gollmann** begeht seinen Geburtstag am 26. Juli 2009 – also wenige Tage vor dem Gementreffen. Von 1977 bis 1981 war Claus Gollmann Sprecher der Adalbertus-Jugend, und nach einer „Verschnaufpause“ ist er seit einigen Jahren wieder regelmäßiger Teilnehmer in Gemen. **wn**



Priesterjubiläen

■ Am 25. April 2009 feierte Konsistorialrat Geistl. Rat **Günter Schilke** in Düsseldorf sein 55. Priesterjubiläum. Schon als Theologiestudent hat sich Günter Schielke in der Danziger Katholischen Jugend engagiert, wie auch später weiter als junger Priester. Von 1964 bis 1969 war er dann ihr Jugendseelsorger und hat viele Jahre lang sowohl deren Arbeit als auch die der Aktion West-Ost im BDKJ erheblich mitgeprägt.

■ Geistl. Rat **Berthold Grabs**, seit dem 1. März 2004 Visitator der Katholiken aus der ehemaligen Freien Prälatur Scheidemühl, feierte am 10. Mai 2009 goldenes Priesterjubiläum.

Euch und Ihnen allen wünschen wir Glück, Gesundheit und Gottes Segen. **wn**

Priesterweihe

■ Am 24. Juni 2009 wurde Professor **Stefan Samerski** im Hohen Dom zu Regensburg zum Priester geweiht. Seine Heimatprimitz feiert er am 12. Juli 2009 in Bergisch-Gladbach. Stefan Samerski, 1963 in Köln geboren, studierte von 1982 bis 1988 Katholische Theologie, Geschichte und Kunstgeschichte in Bonn und Rom und habilitierte im Jahr 2000 an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität München im Fach Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Seit dem Jahr 2000 ist er als Wissenschaftlicher Angestellter am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Ostmitteleuropa/Leipzig beschäftigt. Professor Samerski lehrt ebenso an den Ludwig-Maximilians-Universität München.

Bekannt wurden unter den Danzigern insbesondere seine Veröffentlichungen „Ein Bischof vor Gericht“, in dem er sich mit Leben und Wirken von Bischof Carl-Maria Splett beschäftigt, als auch sein Werk „Die Marienschule der Ursulinen in Danzig 1927 bis 1945“ (beide Bücher wurden in den Jahren 2005 und 2006 ausführlich im *adalbertusforum* besprochen.)

Wir wünschen Professor Samerski Gottes Segen im Priestertum. **wn**

Zum Gedenken

■ Wer erinnert sich nicht seiner kompetenten Referate, seines offenen und freundlichen Wesens, seiner guten Stimme, seiner Fähigkeit zu Geselligkeit und Fröhlichkeit und auch seiner tiefen, überzeugten Frömmigkeit? Dr. **Hans-Werner Rautenberg**, den wir in vielen Referaten bei den Gementreffen und auch bei den Studententagungen in Danzig als Vortragenden und Teilnehmer schätzen gelernt hatten, verstarb am 3. Januar 2009 in Marburg im 71. Lebensjahr.

Dr. Rautenberg stammte aus Ostpreußen, aus Preußisch Holland/Pasłęk, nach seiner Flucht führte ihn der Weg nach Oldenburg. In Münster studierte er Geschichte, Germanistik und Philosophie. Nach dem ersten Staatsexamen entschied er sich für die wissenschaftliche Laufbahn und



wurde 1972 Assistent an der Abteilung für osteuropäische Geschichte. 1977 promovierte er mit einem Thema, welches bereits Polen, Europa und die deutsche Politik im ausgehenden 19. Jh. beleuchtete.

Seit 1982 war Hans-Werner Rautenberg als wissenschaftlicher Referent am Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg tätig. Die Geschichte Polens in der Neuzeit sowie ost- und westpreußische Landesgeschichte waren hier seine Spezialgebiete. Mehr als 10 Jahre unterrichtete er diese spezielle Landesgeschichte auch an der Universität Mainz. Von seiner intensiven Forschungsarbeit zeugen viele Veröffentlichungen, in zahlreichen speziellen Gremien u. a. dem Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat brachte er seine Kompetenz und sein Wissen ein.

Das Adalbertus-Werk e. V. dankt ihm neben den Referaten und Begegnungen auch manchen guten Rat und seiner Vermittlung manchen geschätzten Referenten. Wir werden ihn vermissen und uns immer wieder gern an ihn erinnern. Seiner Familie wünschen wir Gottes Segen in der Zeit der Trauer. **vn-wn**

■ Kurz vor ihrem 85. Geburtstag hat Gott der Herr auch **Irena Przewoska** zu sich genommen. Am 19. März 1924 in Danzig/Gdańsk geboren, verstarb sie am 26. Febru-

Adalbertus-Werk e. V. im Internet

The image shows three overlapping screenshots of the website adalbertuswerk.de. The top-left screenshot shows a search bar and a list of events with columns for 'Name', 'Ort', and 'Datum'. The top-right screenshot shows a 'Gementreffen' (Gementreffen) section with a date '19. Juli 2009' and a photo of a church. The bottom screenshot shows a 'Gementreffen' section with a date '19. Juli 2009' and a photo of a church.

ar 2009 in ihrer Heimatstadt. Irena Prewoska war manchen von uns bereits lange vor der Wende bekannt und der Arbeit des Adalbertus-Werk e. V. bereits damals – auch durch verwandtschaftliche Beziehungen zu Winfried Derow – sehr verbunden. Nach 1989 war sie regelmäßige Teilnehmerin unserer Studientagungen in Danzig und auch mehrfach bei den Gementreffen dabei. Den Angehörigen und Freunden der Verstorbenen sei unser Mitgefühl ausgesprochen.

■ Plötzlich und unerwartet verstarb am 27. April 2009 **Dorothea Uhlenberg**, geb. Gutjahr. Frau Uhlenberg wurde am 20. August 1930 in Danzig geboren und war als Tagesgast seit Jahrzehnten bei den Gementreffen dabei, wohnte sie doch in Raesfeld – sozusagen in der Nachbarschaft der Jugendburg.

■ Am 4. Mai 2009 verstarb in Danzig/Gdańsk plötzlich und unerwartet **Eva-Maria Miech**, geb. Grönwald, im Alter von 77 Jahren. Viele Mitglieder des Adalbertus-Werk e. V. kannten Eva-Maria Miech bereits in der Kindheit und Jugend, sie gehörte jedoch zu denen, die nach dem Krieg in Danzig blieben, weshalb der Kontakt zu ihr, bis zu den Reiseerleichterungen Anfang der 1970er Jahre bei vielen abbrach. Seither gehörte sie dann aber wieder zum engen Freundeskreis des Adalbertus-Werkes, nach der Wende war sie regelmäßige Teilnehmerin der Gementreffen und der Studientagungen in Danzig. Beim 60. Gementreffen berichtete sie und auf der Veranstaltung „Neuanfang in Polen“ über ihre Erlebnisse in den ersten Jahren des Kommunismus. Erwähnt sei hier auch, dass Eva-Maria Miech sich sehr um Prälat Wothe gekümmert hat und ihn am Ende seines Lebens pflegte. Viele von uns haben in ihr eine gute Freundin verloren, die wir vermissen werden. Besonders ihrem Mann und den beiden Kindern wünschen wir Gottes Segen und die Kraft, über den Verlust hinweg zu kommen.



■ Am 1. Juni 2009 verstarb nach schwerer Krankheit **Cäcilia Raschper**. Allen Mitgliedern des Adalbertus-Werk e. V., die einmal als Delegierte bei Studientagungen und Konferenzen der AKVO zu Gast waren, wird Frau Raschper sicher in Erinnerung geblieben sein. Geboren am 27. April 1933, kam sie nach der Vertreibung in die Bundesrepublik Deutschland. Von 1960 bis 1966 war sie Bundessprecherin der „Jungen Grafenschaft“ und vor ihrer Erkrankung über 40 Jahre Redaktionsleiterin des „Rundbriefes des Großdechanten der Katholiken aus der Grafenschaft Glatz“. Insbesondere ihr unermüdliches Engagement für die weltweit tätigen Missionare aus der Grafschafter Gemeinschaft wird – neben dem Einsatz für die Aussöhnung mit Polen – in Erinnerung bleiben. 1997 wurde Cäcilia Raschper mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. **wn**

15. Studientagung des Adalbertus-Werk e. V. vom 6. bis 10. September 2009 in Danzig/Gdańsk

XV. Kongress der Deutsch-Polnischen Gesellschaften in Danzig/Gdańsk vom 11. bis 13. September 2009

Da der Kongress der Gesellschaften Polen-Deutschland und der Deutsch-Polnischen Gesellschaften in diesem Jahr in Danzig/Gdańsk stattfindet, haben wir unsere Studientagung in die Woche vor dem Kongress verlegt, um Ihnen/Euch die Möglichkeit zu geben, beide Veranstaltungen miteinander zu verbinden, wie wir es ja im Jahr 1997 beim „Kongress 1000 Jahre Danzig“ schon einmal gemacht haben. Damals waren wir mit einer Delegation von 15 Personen beim Kongress vertreten, und es wäre schön, wenn wir auch in diesem Jahr mit einer ähnlich großen Gruppe dabei sein würden.

Der Kongress befasst sich mit Themen der deutsch-polnischen Städtepartnerschaften, behandelt auch ein ökologisches Thema – „die Bedeutung der Radaune zur Gewinnung von Wasserkraft“ –, aber es geht im Jahr 2009 natürlich auch um die deutsch-polnische Versöhnung, um Freiheit und Solidarität. Am Sonntag, dem 13. September steht dann eine Exkursion nach Schoenberg/Szymbark auf dem Programm, die den Kongress beschließen wird. (Das Ende ist für Sonntagmittag 17 Uhr angesetzt – bitte bei der eigenen Reiseplanung ggf. beachten.)

Diesem Kongress wollen wir unsere 15. Deutsch-Polnische Studientagung voranstellen. Sie soll einerseits auf den Kongress vorbereiten, andererseits aber auch im Nachklang zu unserem Gementreffen stehen und die Bedeutung der gemeinsamen Erinnerung dann auch in Danzig/Gdańsk aufzeigen.

Das genaue Programm der vier Tage unserer Studientagung steht noch nicht fest, wird aber in den nächsten Wochen veröffentlicht werden. Interessenten mögen sich aber bereits jetzt bei mir melden, da wir bei der Planung zu berücksichtigen haben, dass die Teilnehmerzahl aus Deutschland mindestens 10 Personen betragen muss.

Wolfgang Nitschke
Tel. (0 89) 50 20 557, Fax (0 89) 50 20 558
oder per E-Mail:
w.nitschke@adalbertuswerk.de

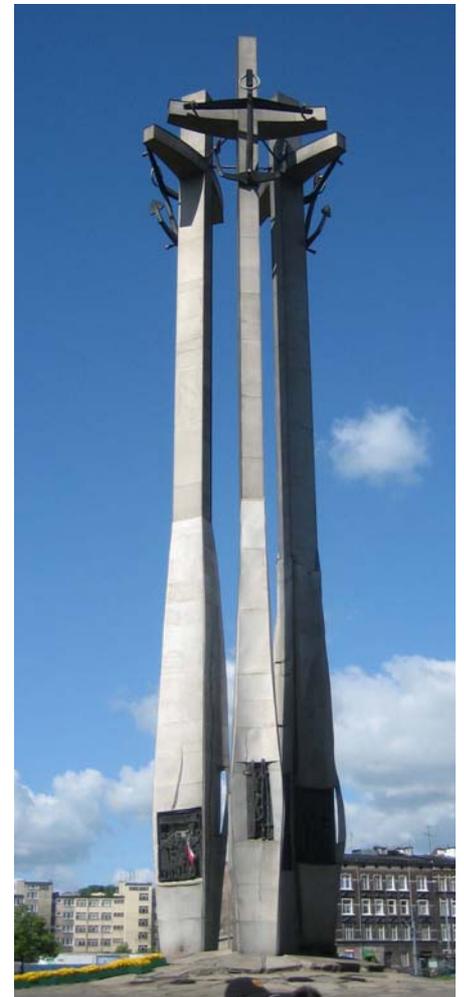
Als Quartier stehen uns acht Zimmer im Dom-Maximilian-Kolbe zur Verfügung. Weitere Zimmer stehen ggf. in einem nahe gelegenen Studentenwohnheim zur Benutzung bereit, da zu der Tagungs- und Kongresszeit der Universitätsbetrieb ruht. Das Haus wurde soeben frisch renoviert. Die Mahlzeiten finden aber – außerhalb des Kongresses – alle im DMK statt.

Der Preis des Studentenwohnheimes ist jedoch höher als im DMK, weshalb ich hier auch keine genaue Kalkulation des Tagungsbeitrages nennen kann. Die Kongressgebühr

11. bis 13. September 2009 beträgt – ohne Übernachtung – 90 Euro inkl. aller Mahlzeiten. Hinzu kommen Tagungsbeitrag, Übernachtung und Verpflegung während der Studientagung sowie die Übernachtungen während des Kongresses. Ich denke allerdings, dass wir zumindest einen Teil der Fahrtkosten erstatten können und so für die gesamte Zeit vom 6. bis 13. September bei einem Beitrag von 250 bis 300 Euro liegen können – ohne Einzelzimmerzuschlag.

Ich hoffe, dass ich Ihr/Euer Interesse an Kongress und Studientagung wecken konnte.

Wolfgang Nitschke



■ *Denkmal für die umgekommenen Werftarbeiter – Die drei majestätischen Kreuze mit Anker (Symbole der Hoffnung) erinnern an die Opfer der blutigen Streiks der Arbeiter im Dezember 1970. Der Bau eines Denkmals am Werfttor war eine der wichtigsten Forderungen der Werftarbeiter, die im August 1980 streikten. Die Kreuze haben eine Höhe von 42 Meter und wiegen fast 140 Tonnen. Am Denkmal legen alle offiziellen Delegationen, die zu Besuch nach Danzig kommen, Blumen nieder.*

13. Internationaler Kongress Renovabis

Der diesjährige Renovabis-Kongress findet vom 3. bis zum 5. September 2009 in Freising statt und wird sich unter dem Titel „Einheit suchen – Vielfalt wahren. Ost und West im ökumenischen Gespräch“ mit der Bedeutung der Kirchen östlicher Tradition für Europa befassen. Für den Eröffnungstag konnten Kardinal Walter Kasper (Rom) und Metropolit Irineu Popa (Craiova/Rumänien) als Referenten gewonnen werden.

Tagungsort der Plenarveranstaltungen ist wie in den vergangenen Jahren die Aula des Domgymnasiums auf dem Domberg in Freising. Die Anmeldeunterlagen werden erst im Juni verschickt werden.

Neuer Vorstand bei der AKVO

Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO) hat auf der Tagung ihres Leitungsgremiums am 4. Mai 2009 einen neuen Vorstand gewählt.

Nach 20 Jahren im Amt scheidet Herbert Werner MdB a. D. aus dem Amt des Sprechers der AKVO aus. Sein Nachfolger wurde der bisherige Geschäftsführer Wolfgang Nitschke, Vorsitzender des Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken.



Neu im Amt ist ebenfalls Herwig Steinitz, stellv. Vorsitzender der Ackermann-Gemeinde, als stellv. Bundessprecher der AKVO. Matthias Dörr, Geschäftsführer der Ackermann-Gemeinde, scheidet ebenfalls aus dem Vorstand aus.

Somit besteht der Vorstand zukünftig nur noch aus zwei – ehrenamtlich tätigen – Personen.

Das neue Leitungsgremium der AKVO hat sich konstituiert und will auch in Zukunft der Arbeit der Katholischen Vertriebenenorganisationen in Kirche und Gesellschaft Gehör verschaffen.

60 Jahre Landsmannschaft Westpreußen

Mit hochkarätiger Besetzung beging die Landsmannschaft Westpreußen am 6. Juni 2009 im Westpreußischen Landesmuseum in Münster-Wolbeck ihr 60-jähriges Bestehen. Der Präsident des Deutschen Bundestages, Prof. Dr. Norbert Lammert, hielt die Festrede und hob darin den Beitrag hervor, den die Vertriebenen „mit Zuversicht



■ Der Präsident des Bundestages Prof. Dr. Norbert Lammert hielt die Festrede bei der Jubiläumsveranstaltung der Westpreußischen Landsmannschaft.

und Gottvertrauen“ für den Wiederaufbau Deutschlands und für die europäische Einigung geleistet hätten. Auch die Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach MdB, hielt ein Grußwort, in dem sie Genugtuung darüber äußerte, dass die Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr verdrängt würden und das sichtbare Zeichen in Berlin im Entstehen sei. Deutlich zu spüren war, dass trotz massiver Kritik aus Polen viele im Publikum Erika Steinbach gerne als Mitglied im Stiftungsrat des Zentrums gegen Vertriebenen sahen. Der Blick in die Zukunft durch den Vorsitzenden der Landsmannschaft, Siegfried Siegfried, war mit den Fragen verbunden, wie ein Generationenwechsel gelingen könnte und ob das Landesmuseum noch genügend Fördermittel erhalte.

ZdK verschiebt Wahlen

Die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) hat am Freitag, dem 8. Mai 2009, mit überwältigender Mehrheit beschlossen, alle anstehenden Wahlen auf die Herbstvollversammlung 2009 zu vertagen.

Diese Entscheidung war notwendig geworden, nachdem die Deutsche Bischofskonferenz mitgeteilt hatte, die Wahl des Kandidaten für das Präsidentenamt, Heinz-Wilhelm Brockmann, nicht bestätigen zu wollen.

Die Vollversammlung folgte damit dem Antrag des ZdK-Präsidiums, „alle anstehenden Wahlen auf die Herbstvollversammlung 2009 zu vertagen und alle gewählten Mandatsträger zu bitten, bis dahin im Amt zu bleiben“. Im Vorfeld der Herbstvollversammlung soll dann, entsprechend dem Statut des ZdK und unter Einhaltung aller Fristen, das Verfahren zur Nominierung der Kandidatinnen und Kandidaten für alle zu besetzenden Positionen (Präsidentin/Präsident, Vizepräsidentinnen und Vizepräsidenten, Sprecherinnen und Sprecher, Mitglieder des Haupt-

ausschusses, Mitglieder der Gemeinsamen Konferenz) neu eröffnet werden.

Zur Verschiebung der Wahlen hat die Vollversammlung des ZdK am 8. Mai 2009 eine Resolution verabschiedet:

„Mit Bestürzung und Unverständnis nimmt die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zur Kenntnis, dass die Deutsche Bischofskonferenz es abgelehnt hat, den Kandidaten zur Wahl des Präsidenten, den ZdK-Vizepräsidenten Heinz-Wilhelm Brockmann, im Falle seiner Wahl am 8. Mai 2009 mit der in ihrer Geschäftsordnung festgelegten Zweidrittelmehrheit zu bestätigen.

Sie dankt allen Bischöfen, die sich in der Sitzung des Ständigen Rates der DBK am 27. April 2009 für die Bestätigung im Falle seiner Wahl ausgesprochen haben.

Herr Brockmann war von zahlreichen Mitgliedern des ZdK für das Präsidentenamt vorgeschlagen worden. Die Vollversammlung spricht ihm ihre volle Solidarität aus, würdigt sein großes Engagement in der Kirche und dankt ihm für seine Bereitschaft zur Kandidatur. Die Entscheidung der Bischofskonferenz ist verletzend für Heinz-Wilhelm Brockmann und trifft das ZdK genau so wie ihn. Das ZdK hält ihn für einen geeigneten Kandidaten.

Gesucht: alte Gementreffe

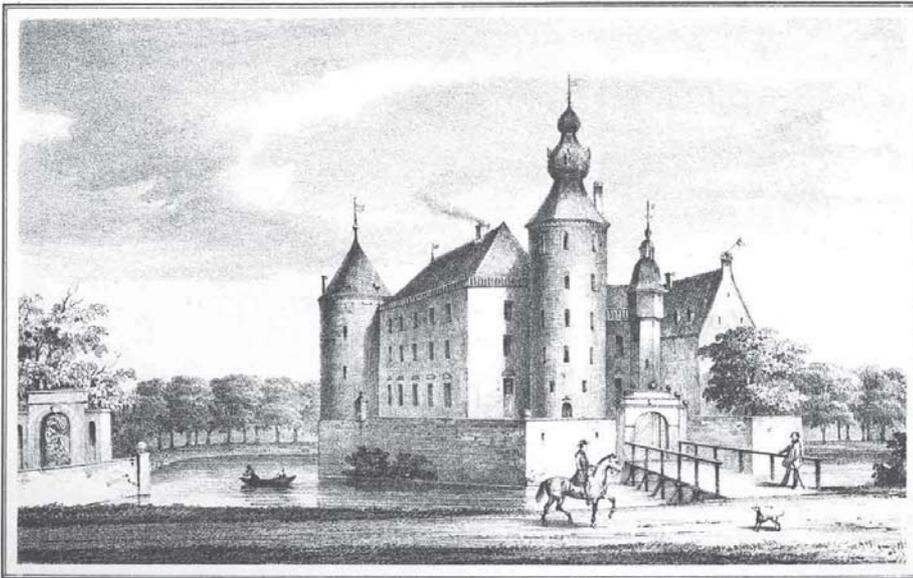
Beim Aufräumen sind uns viele alte Gementreffe in die Hände gefallen, jedoch in unterschiedlicher Stückzahl. Nachfolgend sind die Jahrgänge aufgelistet, aus denen Programme fehlen – sollten diese noch irgendwo zu finden sein, könnte man die gedruckten Programme, beginnend mit dem 22. Gementreffen, zusammenstellen.

22. Gementreffen	12 x
23. Gementreffen	12 x
24. Gementreffen	12 x
25. Gementreffen	1 x
26. Gementreffen	2 x
27. Gementreffen	7 x
31. Gementreffen	6 x
33. Gementreffen	8 x
35. Gementreffen	1 x
37. Gementreffen	1 x
40. Gementreffen	2 x
48. Gementreffen	8 x
49. Gementreffen	13 x
50. Gementreffen	10 x
51. Gementreffen	7 x
53. Gementreffen	2 x

Wer noch alte Programmhefte besitzt, möge diese bitte schicken an:

Nina Henseler, Schenkendorfstr. 23, 56068 Koblenz

oder zum Gementreffen mitbringen.



■ *Schloss Gemen in Borken-Gemen, früher Sitz der reichsunmittelbaren Herrschaft Gemen, vor den Toren der „Freiheit Gemen“*

Burg (Schloss) Gemen

In der westfälischen Parklandschaft im früheren Sumpfgebiet der Bocholter Aa steht das Schloss Gemen. Die frühere Schlossfreiheit gab dem heutigen Borkener Stadtteil Gemen in Nordrhein-Westfalen seinen Namen. Das mehr als 900 Jahre alte Wasserschloss wurde von den Edelherren von Gemen, eines der einflussreichsten westfälischen Adelsgeschlechter seiner Zeit, erbaut und steht auf zwei Inseln, die von einem weitreichenden Gräftensystem umflossen werden.

962 wurde ein Hof namens Gamin als Vogteilehen des Damenstifts Vreden erstmals urkundlich erwähnt. Seine damalige Besitzerin mit Namen Mathilde konnte ihre Abstammung bis auf Herzog Widukind zurückführen. Seit dem Jahr 1100 ist dann mit Bernhardus die Ghemene urkundlich belegt, dass sich die Vredener Vögte nach ihrem Stammsitz nannten.

Die Geschichte der Herren von Gemen war seit dem 12. Jahrhundert von ständigen Auseinandersetzungen mit den Fürstbischöfen von Münster geprägt, die seit jener Zeit auch weltliche Landesherren dieser Region waren. Um sich ihre Reichsunmittelbarkeit zu bewahren, gingen die Burgbesitzer immer wieder erfolgreich wechselnde Bündnisse, so z.B. mit den Grafen und späteren Herzögen von Kleve, dem Erzbischof von Köln und der reichsfreien Stadt Dortmund, ein.

Bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte sich die Herrschaft Gemen durch geschickte Heiratspolitik und siegreiche Fehden gegen die Nachbarn territorial erheblich erweitert. Als Heinrich III. von Gemen 1370 Familienoberhaupt wurde, begann der rasante Aufstieg der Gemener zu einer der wichtigsten Adelsgeschlechter in Westfalen. Heinrich erwarb die Burg von seinem Lehnsherrn und machte sie somit zum Allodial seiner Familie. Er war es auch,

der die Anlage bis 1411 weiter ausbauen ließ. Ein heute noch erhaltener Inschriftenstein nennt ihn und seine Frau Katharina von Bronkhorst als die Bauherren.

Heinrichs Sohn Johann II. führte die Politik seines Vaters erfolgreich fort und konnte sein Herrschaftsgebiet im Westen bis Gelderland ausweiten. Als sein Sohn Heinrich IV. 1492 ohne männliche Erben starb, kamen Burg und Herrschaft durch Heirat der Cordula von Gemen an den Grafen Johann IV. von Holstein-Schaumburg und Sternberg. Dessen Enkel Jobst II., ein Vetter Wilhelm von Oraniens, führte ab 1560 die lutherische Reformation in Gemen ein und legte somit den Grundstein für eine der ältesten protestantischen Gemeinden Westfalens. Weil Jobst II. auch den Freiheitskampf der Niederlän-

■ *Die Jugendburg Gemen ist seit 1947 Stätte der jährlichen Treffen der Danziger katholischen Jugend, seit 1960 des Adalbertus-Werk e. V. und der Adalbertus-Jugend. Teilnehmer in der Diskussion auf einem der ersten Gementreffen.*



■ *Briefmarke Burg Gemen, 1979.*

der gegen das katholische Spanien unterstützte, wurde Gemen 1658 von Fernando Álvarez de Toledo, dem Herzog von Alba, belagert und geplündert. Anders erging es der Herrschaft jedoch im 30-jährigen Krieg. Jobst-Hermann, der Enkel Jobst II., gelang es, Gemen während der Kriegswirren nahezu schadlos zu halten

Als Jobst-Hermann jedoch im Jahr 1635 unverheiratet starb, entbrannten Erbstreitigkeiten um die reichsunmittelbare Herrschaft, in deren Verlauf sich Jobst-Hermanns Tante, die Gräfin Agnes von Limburg-Styrum, ihres Zeichens Äbtissin von Vreden, durchsetzen konnte. Sie trat ihr Erbe kurze Zeit später an ihren Neffen, Hermann-Otto I. von Limburg-Styrum, ab. Dessen Nachfahr Adolf-Ernst versuchte erfolglos, in Gemen wieder den Katholizismus einzuführen.

1694 gelang es dann Hermann-Otto II. von Limburg-Styrum den Jahrhunderte langen Streit mit dem Bistum Münster um die Landeshoheit durch einen Prozess vor dem Reichskammergericht endgültig für seine Familie zu entscheiden. Am 15. September 1700 kam es anschließend zu einem Vergleich zwischen den beiden streitenden Parteien. Hermann-Otto II. war es auch, der die einstige Wehranlage in ein Schloss umgestalten ließ.

Doch die Besitzer des Schlosses konnten sich nur 100 Jahre lang an diesem Zustand erfreuen, denn am 12. Juli 1806 wurde Gemen in das Fürstentum Salm eingegliedert und verlor damit seine Reichsunmittelbarkeit. Nur acht Jahre später wurde die Burg mit umliegenden Ländereien als Ergebnis des Wiener Kongresses Preußen zugeschlagen.

1822 erfuhr die Schlossanlage ihren vorerst letzten Besitzerwechsel. In jenem Jahr erwarb sie Reichsfreiherr Ignatz von Landsberg-Velen, und seine Familie ist heute noch im Besitz des Schlosses.

Seit 1946 ist das Schloss Gemen an das Bistum Münster verpachtet, das es seitdem als Jugendbildungsstätte nutzt. Die sogenannte „Jugendburg Gemen“ ist weit über die Grenzen Nordrhein-Westfalens hinaus bekannt. *Quelle: Wikipedia*



BEITRITTSERKLÄRUNG

Bitte ausschneiden und senden an: **Wolfgang Nitschke Adalbertus-Werk e.V., Ganghoferstraße 58 80339 München** oder per Fax an: **(089) 5 02 05 58**

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken. Der Mindestbeitrag beträgt **30,00 Euro** für deutsche Mitglieder bzw. **25,00 Złoty** für polnische Mitglieder.

Ich verpflichte mich zur Zahlung eines Jahresbeitrages in Höhe von _____ Euro / _____ Złoty

Name: _____ Vorname: _____ Beruf: _____

geb.: _____ in: _____ Tel.: _____ Fax: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

_____, den _____ Unterschrift: _____

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen)

Die Mitgliedschaft verlängert sich automatisch jeweils um ein weiteres Jahr, wenn sie nicht zum Jahresende gekündigt wird.

Es meldet sich der Kassenwart

Liebe Mitglieder und Freunde des Adalbertus-Werk e.V.

Ein Dauerauftrag ist eine feine Sache. Man kann ihn mittlerweile so einrichten, dass er täglich, wöchentlich, monatlich oder jährlich ausgeführt wird. Das ist genau das Richtige für Vereinsbeiträge. Einmal eingerichtet, und jedes Jahr wird der Dauerauftrag automatisch ausgeführt.



Viele Mitglieder nutzen diesen Service der Banken und Sparkassen. Nur muss ich leider feststellen, dass einige Mitglieder ihren Dauerauftrag nicht an die aktuell gültigen Mitgliedsbeiträge angepasst haben. (Mindestbeitrag: 30,00 Euro oder für polnische Mitglieder 25,00 Złoty) Daher meine herzliche Bitte: Überprüfen Sie ihre Daueraufträge und passen Sie die Beitragszahlungen den aktuellen Beiträgen an. Wer aus wirtschaftlichen Gründen seine Beiträge nicht erhöhen kann, gebe bitte dem Vorsitzenden oder mir Bescheid, es gibt für alles eine Regelung.

Ulrich Wobbe

Die nebenstehende **Zuwendungsbestätigung** bis 100,- Euro zur Vorlage beim Finanzamt gilt nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassensempel des Geldinstitutes.

Überweisung / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Bankleitzahl

Begünstigter (max. 27 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

Konto-Nr. des Begünstigten

151966-435

Bankleitzahl

36010043

EUR

Betrag: Euro, Cent

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG

BIS EUR 100,-

FA DSSD STNR 1035920 0855

BESCH. V. 08.02.2007

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Vorname, Firma, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

18

Datum, Unterschrift

Überweisung / Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Bankleitzahl

Begünstigter (max. 27 Stellen)

ADALBERTUS-WERK E.V. - 40001 DÜSSELDORF

Konto-Nr. des Begünstigten

151966-435

Bankleitzahl

36010043

Kreditinstitut des Begünstigten

EUR

Betrag: Euro, Cent

ZUWENDUNGS-BESTÄTIGUNG

BIS EUR 100,-

FA DSSD STNR 1035920 0855

BESCH. V. 08.02.2007

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Vorname, Firma, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

18





■ Der Lange Markt mit Neptunbrunnen.

Danzig gestern und heute aus der Sicht der Vertriebenen

Im Februar erreichte mich unten stehender Brief aus Danzig. Ich finde dies Projekt sehr interessant und habe Natalia Gackowska eingeladen, es in Gemen vorzustellen. Ich wäre Euch/Ihnen dankbar, wenn wir diese Studien unterstützen könnten – in schriftlicher Form – oder bei persönlichen Interviews in Gemen. Ich bitte deshalb darum, dass diejenigen, die bereit sind ein Interview in Gemen zu geben, sich bei mir melden. Es wäre aber sicher auch hilfreich, wenn einige, die nicht nach Gemen kommen können, den Fragebogen schriftlich beantworten und an mich einschicken. Ich werde die schriftlichen Äußerungen dann an Frau Gackowska weiterleiten. Da sie momentan ein GFPS-Stipendium in München hat, sollte das gelingen.*

Wolfgang Nitschke,
Ganghoferstraße 58, 80339 München

Sehr geehrte Damen und Herren, mein Name ist Natalia Gackowska, und ich studiere Soziologie an der Danziger Universität. Seit einigen Jahren lerne ich Deutsch bei Zbigniew Zembruski im Herder-Zentrum. Ich interessiere mich für die Geschichte der Stadt Danzig, aber auch für Flucht und Vertreibung. Aus diesem Grund möchte ich zum Thema eine Vorlesung an der Universität halten und meine Abschlussarbeit darüber schreiben.

Deshalb wende ich mich an Sie mit der großen Bitte um die Ermöglichung, Interviews mit 10 Mitgliedern des Adalbertus-Werkes durchzuführen. Ich würde gerne eine Umfrage machen mit Menschen, die Flucht und

* Gemeinschaft für studentischen Austausch in Mittel- und Osteuropa.

Vertreibung nach 1945 erlebt haben oder auch in Danzig geblieben sind. Ich interessiere mich auch dafür, wie sich die Stadt Danzig in den letzten 50 Jahren verändert hat. Die Fragen werden die Geschichte sowie Veränderungen in Danzig (auf architektonischer, wirtschaftlicher, infrastruktureller und politischer Ebene), die nach der Vertreibung stattgefunden haben, betreffen. Auch Emotionen, die die Vertriebenen in Bezug auf Danzig haben, wie Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit mit der kulturellen und geschichtlichen Zusammenarbeit der Stadt mit ihren deutschen Bewohnern, werden thematisiert sein.

Fragenkatalog:

I. Fragen nach Lebensgeschichte

1. Seit wann haben Ihre Vorfahren in Danzig gewohnt?
2. In welcher Straße haben Sie gewohnt? Wie sah damals diese Straße und die nähere Umgebung / das Stadtbild aus?
3. Welche Schule haben Sie besucht? Und wo befand sich diese Schule?
4. Welche Erinnerungen haben Sie an die Kriegszeit und an die Zeit vor dem Krieg?

II. Fragen nach der Stadt

1. Wie sahen früher die Straßen und städtischen Gebäude aus?

2. Wie haben das nachbarschaftliche Verhältnis und das Zusammenleben mit ethnischen und religiösen Minderheiten (polnische und jüdische Minderheiten) ausgesehen?
3. Wie sah das Angebot an Unterhaltung in der Stadt aus? Wie viele Kinos und Restaurants gab es damals? Welche Filme wurden damals gezeigt? Konnten sich die Leute diese Angebote überhaupt leisten?
4. Wohin sind Sie zur Erholung gefahren? Wo haben Sie Ihren Urlaub verbracht?
5. Mit welchen alltäglichen Problemen mussten sich die Menschen auseinandersetzen?
6. In welchen Bereichen waren die Menschen beschäftigt? Welche Zweige der Industrie haben sich damals am besten entwickelt?
7. Wie groß/klein war die Arbeitslosigkeit?
8. Wie hat sich die Industrie (oder die ökonomische, industrielle Situation) in Danzig im Vergleich mit der Industrie in den anderen deutschen Städten präsentiert?
9. Was unterscheidet das heutige Danzig vom Danzig der Vorkriegszeit?
10. Welche Stadtteile waren damals die schönsten?
11. Welche Merkmale waren für die einzelnen Stadtteile charakteristisch?
12. Wie beurteilen Sie den Wiederaufbau der Stadt nach dem Krieg? Gibt es Ihrer Meinung nach wichtige Gebäude, die noch rekonstruiert sein sollen?

III. Fragen nach Identität

1. Im welcher Beziehung standen Preußen, Danziger und Deutsche zueinander? Zu welcher Gruppe haben Sie vor dem Krieg gehört und zu welcher Gruppe gehören Sie heute?
2. Welche nationale/ethnische Identität haben Ihre Kinder?
3. Warum entschieden Sie sich, in Danzig



■ Das Herder-Zentrum.



■ Die Beutlergasse mit Blick auf die Marienkirche vor 1939 (links) und heute.

Veranstaltungen

REGIONALTAGUNGEN 2009

■ Elmsborn: September 2009

DANZIGTAGUNG 2009

15. Deutsch-Polnische Studententagung in DANZIG/GDAŃSK

In Verbindung mit dem Jahreskongress der Gesellschaften Polen-Deutschland
6. bis 13. September 2009 (Kongress 11. bis 13. September)

63. GEMENTREFFEN 2009

von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend vom 28. (Jugend) bzw. 29. Juli bis 3. August 2009

„Aus der Vergangenheit lernen, heißt Zukunft gewinnen“

Anmeldungen: Wolfgang Nitschke, Ganghoferstraße 58, 80339 München, Tel. (0 89) 50 20 55-7, Fax (0 89) 50 20 55-8, E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

KREISAU Kontakt und Programm:

Intern. Jugendbegegnungsstätte Kreisau und Europäische Akademie

Krzyzowa 7, PL-58-112 Grodziszczce
Tel. +48-74-8500300 Fax +48-74-8500305
E-Mail: mdsam@krzyzowa.org.pl
www.krzyzowa.org.pl

Änderungen bleiben vorbehalten.

Adalbertus-Werk im Internet:
www.adalbertuswerk.de



Impressum

Herausgeber:

Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend
Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf

Redaktion:

Arndt Brede, Dr. Gertraud Heinzmann, Viola Nitschke-Wobbe, Wolfgang Nitschke (V.i.S.d.P.), Adalbert Ordowski.

Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionsanschrift: Viola Nitschke-Wobbe
An der Wellenburg 17, 60437 Frankfurt am Main
Tel. (0 69) 95 05 94 70, Fax (0 69) 50 68 57 80
E-Mail: v.nitschke-wobbe@adalbertuswerk.de
Internet: www.adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:

MediaService Wilczek GmbH
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: wilczek.gmbh@t-online.de

Fotos: Aktion West-Ost, Archiv, B. Banczerowski, Fotolia, G. Heinzmann, Landeshauptstadt Magdeburg, W. Nitschke, A. Ordowski, M. Poley, Privat, Wikipedia.

Bezugspreis: Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von **30 Euro** je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 151966-435

ISSN 1862-1627

zu bleiben? Oder warum entschieden Sie sich, Danzig zu verlassen? (Freiwillig oder unfreiwillig?)

IV. Fragen nach der Nachkriegszeit

1. Wie sah der Einmarsch der Roten Armee in Danzig aus? Welche städtischen Gebäude hat sie eingenommen?
2. Wie gestaltete sich die Ankunft der polnischen Verwaltung? Welche städtischen Gebäude hat sie eingenommen?
3. Wann ist die ausgesiedelte, polnische Bevölkerung aus dem Osten zugewandert?
4. Wie sah das deutsch-polnische Zusammenleben aus? In welchen Situationen gab es die meisten Probleme/Streitigkeiten? Haben Sie eher positive oder negative Erinnerungen an das deutsch-polnische Zusammenleben?
5. Wie sah die Hilfe von UNNRA in Danzig aus?
6. In welchen Bereichen haben die Deutschen nach dem Krieg Arbeitsplätze gefunden?
7. Wann haben die ersten und die letzten Aussiedlungen/Vertreibungen aus Danzig stattgefunden?

UNRRA Das Hilfsprogramm der United Nations Relief and Rehabilitation Administration betreute vor allem „Displaced Persons“, also Flüchtlinge, mit Hilfsgütern und hatte besonders im „Hungerwinter“ 1946 große Bedeutung. Die „Vereinte Nationenentlastung und Rehabilitationsverwaltung“ (UNRRA) wurde am 9. November 1943 von 44 Nationen im Weißen Haus gegründet. Ihr Auftrag war, europäischen Nationen nach dem Zweiten Weltkrieg Wirtschaftshilfe zu liefern und Flüchtlinge zu „repatriieren“.

8. Wie sah die Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschen beim Wiederaufbau der Stadt aus?

V. Fragen zur heutigen Situation

1. Interessieren Sie sich für die neueste Geschichte Danzigs, wie z. B. für die Tätigkeit der Gewerkschaften, für die Arbeit von Lech Wałęsa oder für die Werft?
2. Haben Sie noch Kontakt zu den Bewohnern in Danzig?
3. Wie oft besuchen Sie Danzig?
4. Nehmen Sie an den städtischen Festen und Veranstaltungen teil?
5. Sind Sie mit der Zusammenarbeit zwischen Danzig und Deutschland (z. B. zur Partnerstadt Bremen) auf den verschiedenen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Gebieten zufrieden? Ist diese Zusammenarbeit wichtig für die deutsch-polnischen Beziehungen?
6. Ist die Politik bezüglich der Stadtgeschichte Ihrer Meinung nach richtig oder falsch?
7. Welche wichtigen Veränderungen werden mit Blick auf die vergangenen 50 Jahre in Danzig deutlich?

UNRRA half bei der Wiedereingliederung von Millionen von Flüchtlingen (insbesondere in Österreich und Italien), sorgte für Berufsausbildung, Unterhalt, Gesundheits- und Wohlfahrtshilfe. Diese massiven Bemühungen führten jedoch dazu, dass UNRRA die Gelder ausgingen, und im Jahr 1947 wurde ihre Aufgabe von einer Nachfolgeorganisation, der internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO), übernommen. Die neue Agentur erbt die Betreuung von 643.000 Verschleppten im Jahr 1948.

Lech Wałęsa besuchte Deutschland

Einer Einladung des Deutschen Polen-Instituts folgend kam der polnische Staatspräsident a. D. Lech Wałęsa zu einem zweitägigen Deutschlandbesuch am 8. und 9. Juni 2009 nach Darmstadt und Berlin.

Zunächst stand Lech Wałęsa nach seiner Ankunft Vertretern der Presse in einem Gespräch im Presseclub Wiesbaden unter den Aspekten „20 Jahre nach dem Fall der Mauer“ und „ein Tag nach der Europa-Wahl“ Rede und Antwort.

Im Gespräch betonte Wałęsa, dass für ihn und seine Mitstreiter in der Bewegung der Solidarność die Kraft und der Mut, die das polnische Volk durch das Wirken des polnischen Papstes Johannes Paul II. erfahren haben, grundlegend war für den Weg in die Werft. Die 10 Millionen Mitglieder konnten sich zu einer großen umfassenden (er nannte es monopolartigen) Bewegung zusammenfinden, um „dem russischen Bären die Zähne auszuschlagen“ und für das polnische Volk für eine neue staatliche, politische und wirtschaftliche Ordnung in Freiheit zu kämpfen. Auf den „Runden Tisch“ von 1989 angesprochen äußerte Wałęsa, dass er sein Handeln auch heute in keinem Punkt revidieren würde, und dies, obwohl er sich auch damals bewusst war, dass die kommunistische Regierung Polens, die Solidarność nicht wirklich akzeptiert hatten und sich erhofften, nachdem die Solidarność „den Dreck“ aufgeräumt habe, den endgültigen Sturz ihres Regimes schließlich noch verhindern zu können.

Im Blick auf das vereinte Europa – einen Tag nach den Europawahlen – bedauerte er, dass viele der Staaten, besonders auch die neueren Mitglieder wie Polen, sehr mit sich selbst beschäftigt seien, und zwar mit der Gestaltung des eigenen Staates, der eigenen Gesellschaft. Er betonte die Notwendigkeit, Europa auf dem Fundament eines von großer Mehrheit getragenen Wertekonsenses weiterzubauen, der von den christlichen Werten geprägt ist und nicht nur vom Willen zur Freiheit und Demokratie. In dieser Wertegrundlage sieht

Wałęsa die Basis für einen gelingenden Weg des geeinten Europas in die Zukunft.

Am Abend des 8. Juni fand ein erstes Podiumsgespräch im Darmstädter Staatstheater statt. Nach einem Grußwort durch den früheren Bremer Bürgermeister Hans Koschnick zogen Lech Wałęsa und Bundestagspräsidentin a. D. Prof. Dr. Rita Süssmuth gemeinsam eine Bilanz zwanzig Jahre nach dem Umbruch und diskutierten die Frage der Aktualität der Solidaritätsidee heute.

Die Diskussion wurde am folgenden Abend



■ Prof. Dr. Dieter Bingen (links) und Staatspräsident a. D. Lech Wałęsa im Verlauf des Pressegespräches.

nach einer Grußadresse durch den Bundespräsidenten a. D. Prof. Dr. Richard von Weizsäcker in der Berliner Französischen Friedrichstadtkirche mit Wałęsa und Süssmuth fortgesetzt.

Der Besuch in Berlin war noch durch zwei weitere besondere Programmpunkte geprägt. Der ehemalige Gewerkschaftsführer und Friedensnobelpreisträger wurde am Dienstagmittag von Bundespräsident Horst Köhler im Schloss Bellevue empfangen. Anschließend erhielt er aus der Hand des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit während eines Empfangs im Roten Rathaus die Ernst-Reuter-Plakette.

Die „Ernst-Reuter-Plakette“ wird seit 1954 vom Berliner Senat an Persönlichkeiten verliehen, die sich in besonderer Weise um Berlin Verdienste erworben haben.

Bei der Überreichung betonte Berlins Regierender Bürgermeister gegenüber dem Preisträger: „Polen und Deutsche schauen in diesem Jahr gemeinsam auf das Jahr 1989 zurück. Wir Deutsche tun das voll Dankbarkeit für das, was unsere östlichen Nachbarn für die friedliche Demokratisierung geleistet – und ich sage es deutlich – auch gelitten haben. Das gemeinsame Gedenken – auch das gemeinsame Feiern – ist ein schönes Stück europäischer Gemeinsamkeit. Gerade in diesem Jubiläumsjahr ist es wichtig, an den alten europäischen Traum zu erinnern von einem gemeinsamen Europa, in dem die Menschen in Frieden und Freiheit mit ihren Nachbarn zusammenleben. Unsere Väter und Mütter hätten davon nur träumen können. Dieser Traum ist wahr geworden. Das zeigt besonders das gute deutsch-polnische Verhältnis.“

Sie, sehr geehrter Herr Wałęsa, haben dazu entscheidend beigetragen. Sie haben sich immer für die europäische Integration Polens eingesetzt. Das war überaus weitsichtig und verdienstvoll.“ Die Einladung an Lech Wałęsa stand im Zeichen des Programmes des „Deutschen Polen-Instituts“, zwanzig Jahre nach dem Mauerfall den wesentlichen Beitrag der Solidarność und der polnischen Demokratiebewegung zum Umbruch in der DDR und zur staatlichen Einheit in Deutschland stärker bewusst zu machen. Wie Prof. Dieter Bingen bei seiner Begrüßung in Wiesbaden betonte, gehört die Begegnung und das Gespräch mit dem früheren Polnischen Staatspräsidenten zu den besonderen Momenten in diesem „Jubiläumsjahr“, zwanzig Jahre nach dem Umbruch in Polen, Deutschland und Europa.

Viola Nitschke-Wobbe

Die Diskussion wurde am folgenden Abend

Viola Nitschke-Wobbe

Piasnitz/Piasnica

Im Wald von Piasnitz/Piasnica begann im September 1939 die vom III. Reich geplante



■ Die Adalbertus-Jugend gedachte bei der deutsch-polnisch-litauischen Jugendbegegnung 2004 im Wald von Piasnitz/Piasnica der Opfer.

Vernichtung des Polnischen Volksanteils im Raum Danzig-Pommerellen. Bei Massenezekutionen wurden hier bis in das Jahr 1940 hinein ca. 12.000 Menschen erschossen und erschlagen, insbesondere Angehörige der polnischen und kaschubischen Intelligenz. Unter den Ermorde-

ten gab es jedoch auch viele Juden und hunderte von Deutschen, insbesondere Geistes Kranke aus Heilanstalten in Pommern. Die Exekutionen dauerten jeweils etwa eine Stunde, Augenzeugen berichteten von furchtbaren Szenen, Schüssen und Schreien, Kleinkinder wurden teilweise – um Munition zu „sparen“ – durch Zerschlagen der Köpfe an den Bäumen getötet. Im August 1944 versuchten die Nationalsozialisten dann, die Spuren der Verbrechen zu beseitigen. Häftlinge aus dem Konzentrationslager Stutthof mussten Massengräber öffnen und Leichen verbrennen, ehe sie selbst auch erschossen und verbrannt wurden. Doch es gelang nicht mehr, alle Spuren zu verwischen. Seit 1955 steht dort im Wald ein Mahnmahl zur Ehre der Ermordeten.

wn/gn (2001)



1 1895 zu Ehren Kaiser Wilhelm I. geschaffen, wurde die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit ihrem zerstörten Turm zum Mahnmal, welches an den Zweiten Weltkrieg erinnert. Dank des Einsatzes der Bevölkerung blieb die Ruine neben den neuen Kirchengebäuden erhalten.



2 1966 wurde auf der Westplatte ein Denkmal zu Ehren der Verteidiger und zur Mahnung an den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges (1939) errichtet.

4 Das Konzentrationslager Stutthof ist heute eine Gedenkstätte, in der der 110.000 Inhaftierten während des Nationalsozialismus gedacht wird, von denen 65.000 ums Leben kamen. Die meisten Opfer der Rassenideologie waren Polen und Juden. Siehe auch Kasten auf Seite 38.

Mahn- und Gedenkstätten



3 Der „Friedhof der nicht existierenden Friedhöfe“ wurde von der Stadt Danzig als Gedenkstätte für die 27 zerstörten Danziger Friedhöfe geschaffen und am 24. Mai 2002 auch unter Beteiligung des Adalbertus-Werkes eingeweiht.

5 Die Skulptur „Leid an der Mauer“ wurde 1965 in Berlin-Steglitz aufgestellt.

6 Die Gedenkstätte Berliner Mauer an der Bernauer Straße, an der Grenze Berlin-Mitte und Berlin-Gesundbrunnen.



7 Zerstörtes Fahrrad und Panzerspur – Denkmal in Breslau/Wrocław für die Opfer des chinesischen Widerstandes (3./4. Juni 1989) auf dem Platz des himmlischen Friedens (Tiananmen-Platz) in Peking.



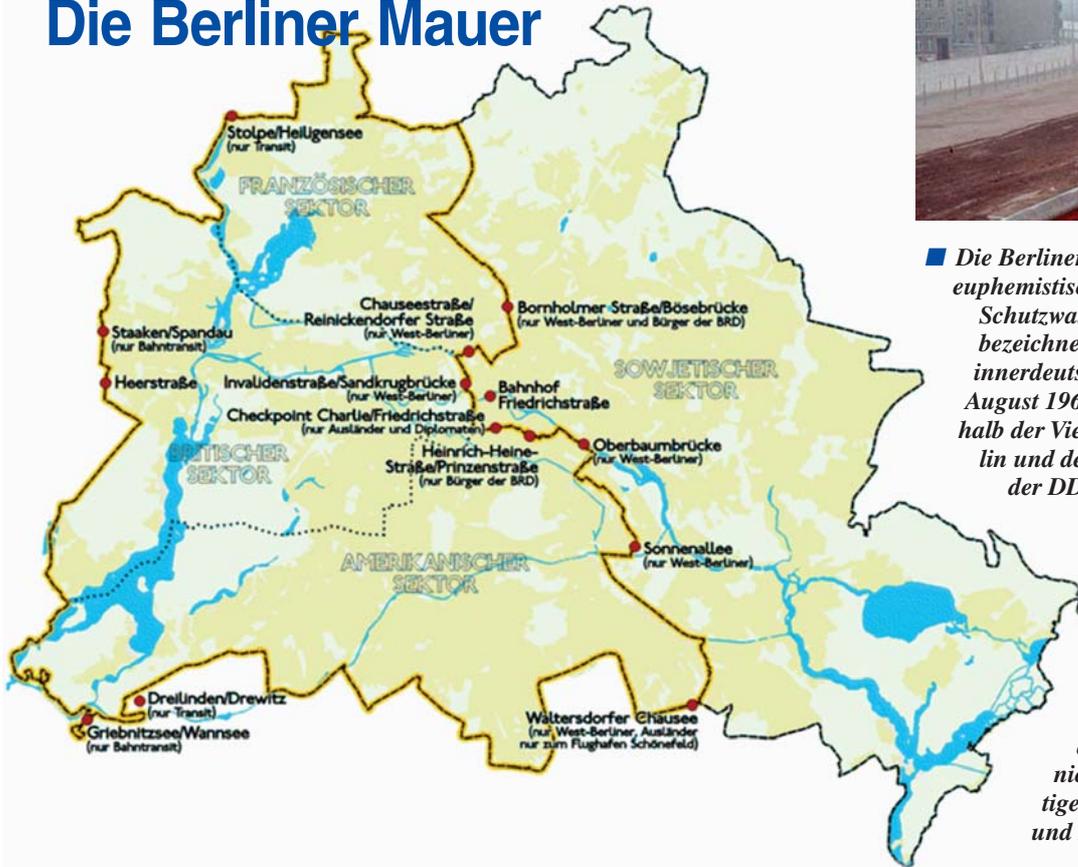


■ Nach der Öffnung der Grenzübergänge am 9. November 1989 feierten Menschen aus Ost und West mehrere Tage lang auf der Mauer.



■ Symbolische Grabkreuze erinnern im Januar 1990 an die Opfer, die versucht haben, über die Berliner Mauer in den Westen zu flüchten.

Die Berliner Mauer



■ Die Berliner Mauer, in der DDR-Propaganda euphemistisch auch als „antifaschistischer Schutzwall“ und „befestigte Staatsgrenze“ bezeichnet, war über 28 Jahre ein Teil der innerdeutschen Grenze. Sie trennte vom 13. August 1961 bis zum 9. November 1989 innerhalb der Viersektorenstadt West- von Ost-Berlin und dem ganz Berlin umgebenden Gebiet der DDR. Sie war eines der markantesten Symbole für den Ost-West-Konflikt und die Teilung Deutschlands. Bei den Versuchen, die 167,8 Kilometer langen und schwer bewachten Grenzanlagen in Richtung West-Berlin zu überwinden, wurden viele Menschen getötet. Die genaue Zahl der Maueropfer ist umstritten und nicht gesichert, sie liegt nach derzeitigem Forschungsstand zwischen 125 und 206 Todesopfern.



■ Links: Brandenburger Tor mit der Mauer im Jahre 1967.

■ Oben: Seit 1990 ist das Brandenburger Tor durch keine Mauer mehr versperrt und von beiden Seiten frei zugänglich.